



Sezession

Autorenporträt
Ismail Kadare

Günter Scholdr
Der Fall Sieferle

Martin Sellner
Paradoxien

Ellen Kositza
Lookismus

Benedikt Kaiser
Querfrontpotential?

79

August 2017
11 EURO
ISSN 1611-5910
www.sezession.de

Sezession

Herausgegeben vom
Verein für Staatspolitik e.V.
Rittergut Schnellroda
06268 Steigra
E-Mail: redaktion@sezession.de

Vertreten durch Andreas Lichert und
Dr. Erik Lehnert (Vorsitzende)

Eingetragen im Vereinsregister
am Amtsgericht Stendal,
Registernummer: 46786

Unter Mitarbeit von Wolfgang
Dvorak-Stocker, Ellen Kositzka,
Götz Kubitschek (V.i.S.d.P.) und
Erik Lehnert

15. Jahrgang, Heft 79,
August 2017

Sezession erscheint im Februar, April,
Juni, August, Oktober und Dezember.
Der Preis für das Einzelheft beträgt
11 € zzgl. Versandkosten.

Wer *Sezession* für mehr als lesenswert
hält, kann ein Förderabonnement
(75 €/sechs Hefte) zeichnen. Das nor-
male Jahresabonnement (sechs Hefte)
kostet 50 €, ermäßigt 35 € (junge Leser
in Ausbildung), jeweils inkl. Versand.
Auslandsabonnenten bezahlen zusätzlich
10 € Porto im Jahr.

Wird das Abonnement nicht bis zum
30. November gekündigt, verlängert es
sich um ein weiteres Jahr.

Alle Rechte für sämtliche Artikel im
Heft vorbehalten.

Manuskripte sind stets willkommen
und sollten als Kurzbeitrag 9000 und
als Grundlagenbeitrag 15 500 Zeichen
(inkl. Leerzeichen) umfassen.

Satz & Layout:
satz@sezession.de

Sezession
Rittergut Schnellroda
06268 Steigra
Tel: (03 46 32) 9043 99
Fax: (03 46 32) 9043 97

redaktion@sezession.de
vertrieb@sezession.de
www.sezession.de

ISSN 1611-5910

1 Editorial

Bild und Text

- 2 **Peggy, Ophelia**
Ellen Kositzka

Grundlagen

- 4 **Autorenporträt Ismail Kadare**
Konrad Weiß
- 8 **Der Fall Sieferle**
Günter Scholdt
- 14 **Zersetzt, was euch zersetzt!**
Johannes Konstantin Poensgen
- 18 **Nachdenken, verstehen, gehen**
Frank Lisson
- 22 **Politische Paradoxien**
Martin Sellner
- 26 **Querfrontpotential? Populismus
bei Mouffe und Laclau**
Benedikt Kaiser
- 32 **Look/ist/sein**
Ellen Kositzka
- 38 **»Todhaß der Geschlechter«:
Eine Verabschiedung**
Sophie Liebnitz

Kurzbeiträge

- 42 **Haßfakten: Imperativ der Ungleichheit**
Nils Wegner
- 44 **200 Jahre Wartburgfest**
Philip Stein
- 46 **Henry David Thoreau zum 200.**
Wiggo Mann

Bildinnenteil

- 48 **Kontrakultur – Schlaglichter**
Till-Lucas Wessels

Bücher

- 54 **500 Jahre Reformation: Eine Bücherschau**
Konrad Gill
- 58 **Rezensionen**
- 72 **Briefe an alle und Münkler**

Lückenpresse

von Götz Kubitschek

Die Otto Brenner Stiftung hat jüngst eine Studie über *Die »Flüchtlingskrise« in den Medien* veröffentlicht. Unter der Leitung des Medienwissenschaftlers Michael Haller analysierten die Forscher Tausende von Artikeln aus der *Frankfurter Allgemeinen*, der *Süddeutschen Zeitung*, der *Welt*, der *Bild-Zeitung* und aus zahlreichen Regionalzeitungen. Wochenzeitungen, Fernsehen und Radio wurden ausgeklammert, der Zeitraum auf Februar 2015 bis März 2016 festgelegt.

Die Ergebnisse der Studie sind erschütternd, obwohl und weil sie unsere Sicht auf die Dinge bis ins Vokabular hinein bestätigen: Die »sogenannten Mainstreammedien« (der Begriff wird explizit so verwendet) hatten sich ausnahmslos hinter der Flüchtlingspolitik Angela Merkels versammelt. Regierungslinie und Blattlinien fielen zusammen, Abweichern wurde nicht sachlich widersprochen, sie wurden vielmehr im Stile geistiger Überwachung beurteilt, verurteilt und auf journalistischem Terrain mit parteipolitischen Disziplinierungsmethoden bekämpft: unsachlich, denunziatorisch, behrend. Man habe den Begriff »Willkommenskultur zu einer Art Zauberwort verklärt« und Kritiker der Grenzöffnung und des *Welcome*-Tumels entweder nicht zu Wort kommen lassen oder gleich der Fremdenfeindlichkeit verdächtig. Bestimmte Standpunkte seien also nicht bloß ignoriert, sondern auch diffamiert worden, und diese Erziehungs- und Disziplinierungsrolle sei natürlich auch auf das parteipolitische Auffangbeken der *Welcome*-Kritiker übertragen worden: auf die AfD und die Berichterstattung über sie, die zu Ausgrenzung und Stigmatisierung geneigt habe und noch immer neige. Haller: »Dies gilt im Übrigen auch sehr deutlich für die Bildersprache, die wir ebenfalls untersucht, aber nicht in den Bericht aufgenommen haben.«

Die Journalisten selbst, dies abschließend, sind dabei von Selbstkritik meilenweit entfernt. In der Studie heißt es an einer Stelle, daß die »gravierende Dysfunktionen« sich bereits so tief eingefressen hätten, »dass sie von Journalisten und einzelnen Redaktionen vermutlich für normal gehalten, das heißt gar nicht als solche wahrgenommen oder gar problematisiert werden«.

Wir haben das, was Haller und seine Forschungsgruppe über Monate aus Bergen von

Papier herausschürften, qua jahrelanger Erfahrung mit der Lügen- und Lückenpresse längst schon und in allen Facetten beschrieben. Zuletzt nahm sich in *Sezession* 72 (Juni 2016) Ellen Kositzka der Thematik an, indem sie die Netzwerkanalysen des Medienwissenschaftlers Uwe Krüger vorstellte. Krüger kommt zu ähnlichen Ergebnissen wie Haller: Das Wesentliche zum Zusammenhang von Meinungstaktgebern und Meinungsweiterverbreitern, zum emotional erzwungenen Wohlfühl- und Mitmachbad unter meinungsklimatischen Bedingungen, sei in Elisabeth Noelle-Neumanns *Die Schweigespirale* (1980) bereits ausgebreitet worden. Die Netzwerkanalysen, die Krüger betrieb, bestätigten den Mechanismus einmal mehr: Journalisten orientierten sich gemäß unbewußter Verhaltensregeln an der Meinungsbandbreite des politischen Establishments, seien in eine symbiotische und ökonomische Nähe zur Politik eingepaßt und übten untereinander eine selbstreferentielle soziale Kontrolle aus. Dies mache, so Krüger, aus einem Journalisten noch keinen Lügner, eher einen Ausblender und Verschweiger – was einmal mehr auf das Schlagende am Be-



griff »Lückenpresse« verweist. Es ist ein Gestell aus Konformitätsdruck, Erziehungsabsicht und handfester politischer Lobbyarbeit, in das Krüger die Journalisten verortet, und wenn 36 Prozent der Angehörigen dieser Berufsgruppe die Grünen als bevorzugte Partei angeben, ist dies bloß ein Hinweis mehr fürs Offensichtliche: Weltanschauung und Arroganz sowie begründete Angst vor sozialer Ächtung – die Ingredienzien der fast flächendeckenden Einheitsmeinung stehen in Krügers Büchern, Hallers Studie und zahllosen Artikeln, die in der *Jungen Freiheit*, im *Compact*-Magazin, bei *eigentlich frei*, *Tumult*, mittlerweile auch bei Tichy, Journalistenwatch und natürlich in der *Sezession* erschienen sind.

Für die AfD, die von den Medien ebenso in Grund und Boden geschrieben wird wie das ganze übrige Widerstandsmilieu, ist die neue Studie Gold wert. G20 in Hamburg, Schlepper-NGO und neuerlicher Migrantenansturm, das Scheitern aller Integrationsanstrengungen – man muß die Bälle nur verwandeln. Mit der erneuerten Medienkritik im Rücken kann man selbstbewußt zum Strafstoß antreten. ■

Peggy, Ophelia

von Ellen Kositza

Wenn ich an Peggy denke, höre ich – im Kopf nur – meist »Blood Oath«. Philipp Glass hat das Stück für den Film *Mishima* geschrieben. Es gibt eine Version für Saxophon, die mindestens so bestechend ist wie die gestrichene. Eigentlich mögen wir überhaupt keine Saxophonmusik. Ich nicht, Peggy nicht. Saxophon hat etwas Zudringliches, oft Obszönes. Aber hier, klassisch unverwandelt: dieses Perlen!

Wenn ich an Peggy denke, sehe ich Ophelia.

Was kann ich mit Bestimmtheit sagen über Peggy? Sie war schön, das ist fraglos. Das war jenseits von »Geschmackssache« und gewissen Blond-langhaarig-schlank-Klischees. Ihr Gesicht hatte dieses Ebenmaß, das wir »klassisch« nennen. Ihre Zartheit, ihre Fragilität läßt sich auf diesem Bild nur erahnen, aber sie mädchenhaft zu nennen, träfe nicht. Sie war alterslos, elfengleich, engelsähnlich. Nixenhaft, das auch. Nie sah ich sie eine Hose tragen. Die romantischen Nixenbilder in meiner Küche, Drucke von Waterhouse und Millais, mochte sie sehr. Dort hängt mehrfach die Ophelia aus Hamlet, wie John Everett Millais im 19. Jahrhundert sie sah, als blumenbekränzte Schönheit: *Her clothes spread wide // And, mermaid-like, awhile they bore her up: // Which time she chanted snatches of old tunes.*

Zuletzt hatte mir Peggy einen schön gerahmten Druck von Albert Anker – ebenfalls 19. Jahrhundert – geschenkt, »Mädchen, die Haare flechtend«. Das blonde Mädchen dort ähnelt unseren Töchtern. Ihre hat die traumgleiche Wesensart der Mutter geerbt. Wann hat man das heute noch – Zwölfjährige mit dieser Aura des Unbeflecktseins? Peggy und das Schöne, das war kein Oberflächenphänomen. Sie zog es an. Was nicht schön war »von Haus« aus, verwandelte sie sich mit Zauberhand an. Flohmarktstücke von anno dazumal, andere Dinglichkeiten, Mahlzeiten, Musik, einen verkrauteten Garten, ein schäbiges Haus: Sie hatte diesen guten, kundigen Zugriff: Es konnte und mußte doch gut werden!

Peggy liebte Irland. Das Grüne, das Weite, das Rauschen des Meeres, das weite Fehlen betonierter Flächen, das »Authentische« der Leute, das viele Irlandfreunde beschreiben. Irische Friedhöfe haben, das ist hier gut zu sehen, wenig Ähnlichkeit mit deutschen. Grabstätten und

Gedenkstelen dürfen dort eine Höhe von sieben Metern nicht überschreiten, Punkt. Irische Grabfelder sind nicht von Normsteinen aus dem Baumarkt umgeben, sie liegen dort, wo es eine besonders schöne Aussicht gibt, deshalb findet man sie, wie hier, oft an der Küste. Kennt man deutsche Friedhofsordnungen? Totenwürde, ha, schnödes Wort. Keine DIN-Norm kennt mehr Längen-, Breiten, Zeitangaben als deutsche Friedhofsatzungen. Normalerweise endet hierzulande die »Ruhezeit für Leichen und Aschen nach 30 Jahren«, man kann das unter bestimmten Bedingungen ändern: »Mit dem Antrag ist die Grabnummernkarte nach § 13 Abs. 1 Satz 2, § 15 Abs. 2 Satz 2, bzw. die Verleihungsurkunde nach § 14 Abs. 5, § 15 Abs. 5, vorzulegen.« Undsowweiter, sehr unirisch. Ein deutscher Versuch, das Leben nach dem Tod beherrschbar zu machen.

Das sogenannte Kelten-, Hoch- oder Radkreuz, das wir hier vielfach sehen, ist in unseren Breiten selten, es gehört in den Norden, nach Schottland, Schweden und eben vor allem nach Irland. Der horizontale (menschlich-geschichtliche) und der vertikale (göttlich-ewige) Balken werden hier durch einen Ring verbunden. Man kann das vielfach deuten. Es spricht uns ästhetisch an, es hat etwas mit dem länger und beharrlicher überdauernden heidnischen Erbe der Nordvölker zu tun, vielleicht mit einem zyklischen Geschichtsverständnis, mit einem Eingebundensein ins naturhafte Werden und Vergehen, mit dem später von Nietzsche geprägten »ewig rollenden Rad des Seins«.

Zwei, drei Dinge, die ich über ihren Schönheitssinn hinaus von Peggy weiß: Sie war tapfer. Sie war fleißig und beharrlich. Sie war sehnsüchtig, sie war eine Kämpfernatur.

Wir lernten sie, ihren Mann und ihre Tochter im Winter 2015 kennen. Ihr städtisches Umfeld hatte sich jüngst merklich verändert. Das nahm Peggy sehr mit. Sie war im Internet auf PEGIDA- und LEGIDA-Reden von Kubitschek gestoßen. Ein loser Mail-Wechsel entstand. Sie war nie »rechts«, verstand sich nie so, hatte keine Kontakte zu solchem Milieu, dieser »Szene«. Sie arbeitete im Justizministerium. »Ich bekomme hier Sachen mit, die niemals an die Öffentlichkeit kommen. Warum nicht? Was kann man denn tun? Man muß doch was tun!« Immer wieder Mails mit Sachverhalten, Tatbestän-



den, die geeignet wären für dickste Schlagzeilen, brennende Debatten: »Das muß doch alles raus! Warum wird das verschwiegen?« Seit dieser Zeit hatte Peggy auch auf dem Sezessionsblog mitkommentiert. Kleine, kluge Zwischenrufe.

Sie hatte eine sehr gute Stelle. Man schätzte ihre Arbeit, ihre Person. Peggy war keine Paniklady, das war sofort klar, als wir uns kennenlernten. Sie war fein und in vielstimmigen Diskussionen eher still. Sie sagte, was zu sagen war. Wir fuhren gemeinsam zu Demonstrationen, wir grillten zusammen, debattierten, besuchten Veranstaltungen. Unser Kontakt in diesen beiden Jahren war gleichzeitig lose und fest. Jeder hatte zu tun, für sich. Heute denke ich: Man sah sich zu selten.

Mittlerweile, 2016, hatten Peggy und ihr Mann eine Art *Outing* hinter sich gebracht. Im Grunde nichts Hochdramatisches: »Ja, wir gehen zu PEGIDA. Finden wir wichtig und richtig.« Peggy, noch weniger ihr Mann, war und waren je auf Eklat aus. Und dennoch: Daraufhin hatte sich der halbe Freundeskreis verabschiedet. Darunter Leute, mit denen man seit zwanzig Jahren eng verbandelt gewesen war. Trotzig hatten die beiden an der Tür ihrer Mietwohnung den hübsch gezeichneten Aufkleber »Montags ist Peggy da!« angebracht – das brachte die Nachbarn auf. Man grüßte nicht mehr. Neben der Schule der Tochter sollte ein Asylheim entstehen. Peggy war nicht der Typ, der lang fakelte. Ein Kredit wurde aufgenommen, ein altes Häuschen auf dem Lande gekauft, nahe der Grabstätte Nietzsches. Ziemlich verfallen anno 2015: geschmackvoll restauriert durch eigener Hände Nacht- und Wochenendarbeit ein knappes Jahr nach dem Erwerb.

Zwischendurch, nebenbei und obendrauf: Aktivismus. Peggy malte Spruchbänder, die später an Autobahnbrücken hingen. Sie verteilte Flugblätter, warf Broschüren in Briefkästen. Sie sagte, sie sei verzweifelt: Unser Land gehe vor die Hunde, und alle täten, als sei nichts oder nicht viel!

Sie sagte es, man sah, wie sie überströmte vor Tatendrang, vor Opferwille: »Und in das Feuer, das verraucht, wirf dich als letztes Scheit.« Und doch war Peggy keine wütige Akti-

vistin, sie war ein Engel. Ich habe sie aufgebracht gesehen, aber nie zornig, nie »außer sich«. Sie lächelte schön. Es war, als ruhe sie in sich, es schien gezähmt, beherrscht und wohlabgewogen. Selbst als sie im vergangenen Winter sagte, sie könne nicht mehr arbeiten vor lauter Sorgen und Schlaflosigkeit. Ihre Augen hatten ja keine Ringe, alles war glatt und schön wie immer. Sie hatten eine kleine Katze übernommen von uns. Noch im Frühjahr 2017, die Kartoffeln waren bereits im Boden, wurde ein Hündchen gekauft.

Peggy, DDR-typisch kirchenentfremdet, hatte Halt im Glauben gesucht, sehr ernsthaft. Ohnehin – nichts, was sie tat, war ohne Ernst! Aber wie hatte sie sich empört über diese protestantischen Gottesdienste, die sie besuchte, aufsuchte, hilfesuchend! Diese Predigten, diese Shows unterm Dach der Kirche! »Wie Salz in die Wunden!« Sie suchte Heil und fand Parolen, Stanzen, Gerede. Und wir? Man hörte, sah, vernahm die Klage: Man weiß es ja. Daß vieles den Bach runter geht. So viele leiden doch! Die Umstände sind heillos, es kann nur darum gehen, den Kopf irgendwie über Wasser zu halten. Und beim Dammbau mitzuhelfen. »Wer nicht will deichen, muß weichen.«

Peggy war keine Protestnudel. Alles, was sie anpackte, erschien im Lichte des Wahren, Schönen, Guten; es hatte sein Maß. Was für eine schöne Familie! Manche Menschen hält man in ihrem Aktionismus für Lehm oder Mörtel – auch das braucht es –, andere für stabile Pfeiler. Peggy rechneten wir zu letzterem.

Im Frühjahr 2017 hat sich Peggy um ihr Leben gebracht, opheliamäßig, es paßte zu ihr. Bitter zu sagen, daß es letztlich stilbewußt war, ihr fürchterliches Ende: *But long it could not be // Till that her garments, heavy with their drink, // Pull'd the poor wretch from her melodious lay // To muddy death.* Es war ein See, den sie besonders mochte. Peggy hatte zweifellos diesen Drang zur Vertikalen, den das Photo hier ausweist. Ihre Sehnsucht hat sich irdisch verirrt.

Im Sommer 2017 haben wir das hundertjährige Fatima-Jubiläum, und denen, die glauben, ist geboten, zu beten: »Führe alle Seelen in den Himmel, besonders jene, die Deiner Barmherzigkeit am meisten bedürfen.« Ich mochte sie so. ■

Autorenporträt Ismail Kadare

von Konrad Weiß

»Es war eine seltsame Stadt, die anmutete, als sei sie in einer Winternacht wie ein vorzeitliches Wesen plötzlich im Tal aufgetaucht und habe dann, unter großen Mühen emporklimmend, sich an den Abhang des Berges geschmiegt. Alles an dieser Stadt war alt und steinern [...]. Schwer zu glauben, daß sich unter diesen festen Panzern das weiche Fleisch des Lebens regte und erneuerte« – und 1936 auch Ismail Kadare gebar, möchte man die Vorrede seiner *Chronik in Stein* ergänzen, in der Albaniens größter Schriftsteller seiner Heimatstadt Gjirokastra ein Denkmal setzt. Dort entdeckt er die griechische Mythologie und *Macbeth*, beginnt mit elf Jahren, zu schreiben; das Elternhaus, dessen viele leere Räume werden zur Projektionsfläche seiner Phantasie. Schon hier sind entscheidende Elemente von Kadares Werk angelegt: mörderische Aspekte der Staatlichkeit, die überzeitliche Heimerde, zudem als eine Art Lebewesen und mithin ein fließender Übergang zwischen toter Materie und der Welt der Lebenden, Mythen und Gespenster: In *Doruntinas Heimkehr* finden sie sich alle wieder. Schweren Herzens verheiratet eine Mutter die einzige Tochter in die Ferne. Ihr Sohn Konstantin gibt sein Ehrenwort, die Schwester heimzuholen, wenn die Mutter ihrer bedarf; merkwürdig blaß und lehmverschmiert geleitet er tatsächlich Jahre später Doruntina bis vor das Elternhaus. Erst dort offenbart ihr die entsetzte Mutter, daß alle neun Brüder längst tot sind. Konstantin ist aus dem Grab gestiegen, um sein Wort zu halten; die albanische *Besa*, welche alsbald auch als Wesenskern und Fluchtburg der Nation das Überleben sichern soll.

Denn der befürchtete Sturm bricht los und über das kleine Albanien mit dem Osmanischen Reich eine erste Weltmacht herein. Wie auch in seinen Romanen aus der Zeit späterer Konfrontationen – mit dem faschistischen Italien, dem nationalsozialistischen Deutschland oder der kommunistischen Sowjetunion bzw. China – steht insbesondere im jahrhundertelangen Ringen mit den Osmanen in Kadares Werk die eigene Identität im Mittelpunkt, »die Entwicklung dieser identitären Konfrontation zwischen den Albanern und den Anderen« (M. Marku). »Zu unseren Füßen lag Asien mit seinem Mystizismus und seinen Grausamkeiten. Wir blickten auf dieses finstere Meer, und uns wurde klar, daß dies ihre Welt, ihre Lebensart war, die sie uns samt den Ketten der Versklavung aufzwingen wollten« – knapp kommentieren namenlose Belagerte in *Die Festung* das Geschehen vor ihren Mauern, während das Gemälde der türkischen Kriegsmaschinerie in üppiger Farbenpracht ausgeführt ist. Immer elitärere Verbände bis hin zu den *Serdengetschi*, denen es nach erfolglosem Sturm nicht erlaubt ist, lebend zurückzukehren, wirft der zunehmend verzweifelte Pascha gegen die Festung unter der »furchterregenden Fahne mit dem schwarzen, doppelköpfigen Vogel«, seinerseits ständig beharkt vom albanischen Nationalhelden Skanderbeg, »der wie ein böser Geist durch die Berge streift«. Das Osmanische Reich, an dem sich Kadare in

»Arberien war eingezwängt zwischen zwei Religionen und zwei Welten, zwischen Rom und Byzanz, Okzident und Orient. Ihr Aufeinanderprallen würde zwangsläufig eine gewaltige Flutwelle auslösen, vor der sich Arberien irgendwie schützen mußte. Strukturen waren zu entwickeln, die mehr aushielten als die »äußeren« Gesetze und Institutionen, ewige, universale Strukturen, die im Menschen selbst verankert waren, unantastbar und unsichtbar und deshalb unzerstörbar.«

Doruntinas Heimkehr.

zahlreichen Werken abarbeitet, wird dabei nicht immer historisch akkurat dargestellt, sondern als »Prototyp eines Superreichs« (Joachim Röhms), um Grundmuster zu offenbaren – der Menschen und des Leviathans.

Immer wieder kommt dieses über das ewig aufrührerische Albanien – den Osmanen und später manch anderen Imperien »das Mutterland des Verdrusses«, wie Kadare nicht ohne Stolz vermerkt – in den endlosen Soldatenkolonnen des Padischah, denen als Zeichen der Verachtung für die Aufständischen Vogelscheuchen vorangetragen werden; noch unheilvoller aber *nach* dem Krieg: Mit dem Ausnahmezustand oder »Erde der Bosheit«, »beruhend auf der Idee der totalen Zersplitterung: religiös, regional, feudal, nach Kasten, Sitten und Gebräuchen« – und durch die Entnationalisierung oder *Kra-kra*. Deren planvolle Verarmung der Sprache, die schließlich jede Fähigkeit verliert, »Gedichte, Legenden und Erzählungen auf die Welt zu bringen« (und damit noch den kleinsten Keim der Rebellion), beschwört deutlich Orwells Neusprech herauf.

Den Albanern aber gelang es, Heimat und Nation, »Worte, hinter denen stets Handschellen lauerten«, auch über eine vier Jahrhunderte währende Fremdherrschaft ohne eigenen Staat zu retten, wohl auch durch den Rekurs auf die erwähnten »inneren Strukturen«, die Kadare mit dem Ehrenwort *Besa* einführt, das wiederum den Dreh- und Angelpunkt des zum Teil bis heute wirksamen albanischen Gewohnheitsrechts darstellt, des *Kanun*. Dieser ist weniger für seine zivilrechtlichen Normen bekannt als für jene die Blutrache betreffenden berüchtigt, die in *Der zerrissene April* eine düstere Faszination entwickelt – und wo gerade die undramatische Geschäftsmäßigkeit aller Protagonisten einer Fehde, »einer ziemlich gewöhnlichen Geschichte mit zweiundzwanzig Gräbern auf jeder Seite«, neben der einschlägigen Nomenklatur erschüttert: *Blutgeber* und *Blutnehmer* tragen ein schwarzes Band, »für den Tod gezeichnet wie Bäume zum Fällen«; nach der unumgänglichen Pflicht zum Besuch von Begräbnis und Leichenmal seines Opfers, gerade als der *Blutfeind*, hat Gjorg vor Antritt seines »Fledermauslebens« in einem der unzähligen Fluchttürme noch die *Blutsteuer* zu entrichten, im Turm des Prinzen von Orosh bei dessen »Verwalter des Blutes«. An solchen düsteren Gestalten, Symbolen und Institutionen gebricht es dem Universum Kadares und insbesondere seinem teils verfremdeten Osmanenreich wahrhaftig nicht: So kann selbst dessen traditionelle Süßspeise von Wertschätzung oder Unheil künden wie das »angebrannte Baklava, das der Erzbischof der Armenier kurz vor dem vernichtenden Pogrom gegen sein Volk erhielt«; dem kafkaesken *Palast der Träume* wiederum ist »als Aufgabe der ›totale Tabir‹ übertragen, die Erfassung und Erklärung der Träume von ausnahmslos allen Staatsbürgern«.

Unzählige Albaner machten im Dienst der Hohen Pforte Karriere – im Wege der *Knabenlese* und darüber hinaus: »Keine andere Nation hatte dem Imperium so viele Paschas, Admirale und Wesire gegeben wie das ferne Balkanvolk.« Dieses aber entgleitet am Vorabend des Ersten Weltkriegs dem »kranken Mann am Bosphorus« endgültig, nur um sich in jahrzehntelangen, schweren Geburtswehen wiederzufinden, bis nach zahlreichen Regimewechseln, neuen Besatzern und einem weiteren Weltkrieg eine der ältesten Nationen Europas schließlich zu dauerhafter Eigenstaatlichkeit gelangt – unglücklicherweise als kommunistische Diktatur. Von den langen Nachwehen des Zweiten Weltkriegs handelt *Der General der toten Armee*, dessen sinistre Grabungen seine Truppen immer zahlreicher werden lassen – »nur daß sie jetzt statt in Uniformen in



»Gesamt-Null« bedeutete die völlige Auslöschung der Nation, daß ein Land von einer ›Heimat‹ in ein ›Areal‹ verwandelt wurde. Außer dem Klima, der Landschaft, dem Wind und den Wolken, die darüber hinwegzogen, hatte es nichts Eigenes mehr aufzuweisen, und wenn sich jemand verschwommen, wie in einem fernen Traum, an etwas entsann, dann nannte man dies Delirium, und der Kranke wurde in eine psychiatrische Klinik eingeliefert.«

Der Schandkasten.

Nylonsäcken stecken«. Die Düsternis dieses Werks, mit der Kadare »ohne sonderlich verwegen gewesen zu sein, eine ›kleine Dissidenz‹ markiert« hatte, steht in starkem Gegensatz zum Sozialistischen Realismus, der ihm am Moskauer Gorki-Institut eingebleut werden sollte; die frühe Lektüre von Shakespeare und den griechischen Klassikern hatte ihn dagegen »jedoch schon immunisiert«, ebenso wie der große Erfolg des *Generals* gerade auch im Ausland gegen die offizielle (Literatur-)Kritik in der Heimat – um die das gewaltige Werk Kadares als ihr Chronist bei aller Metaphorik und Universalgültigkeit immer kreist.

Der »unbeirrt patriotische Autor« »nimmt einen uralten Auftrag der Epik wieder auf [...], die großen Überlebensfragen der Nation im literarischen Bild zu gestalten und als Deuter, als Stifter von Identität auf das Kollektiv zurückzuwirken« (Karl-Markus Gauß in der *Süddeutschen*). Jahrelang sprach Kadare hinsichtlich der Zugehörigkeit des Kosovo zu Serbien vom »Skandal, daß mitten in Europa ein Volk unter Kolonialherrschaft lebt«, nach dessen Sezession von der Sehnsucht nach einer Wiedervereinigung mit Albanien. Kaum eine Darstellung verzichtet denn auch auf das Zitat eines Kritikers – wohl einer der schönsten Vorwürfe an einen Schriftsteller, zumal einen unverbrüchlich patriotischen: »Wenn es um seine Nation geht, ist Kadare so blind wie Homer.« Jener wendet ein, »daß Nationalismus nicht bedeutet, sein eigenes Volk zu lieben, sondern andere nicht zu ertragen«. Sein ebenso langjähriger wie brillanter Übersetzer und Vertrauter Röhms verneint »den leisesten chauvinistischen Unterton« bei Kadare, der vielmehr »unentwegt die ›europäische Zugehörigkeit‹ Albaniens« betone und »flammend dessen weitere ›Europäisierung‹ befürwortet«. Indes, und trotz der Einwände Röhms, dessen schillernde politische Vita ihn vom KPD-Kader über den versuchten Import der Ideen Hoxhas in die BRD bis zur heutigen – bisweilen jenseits der Grenze der Interpretation liegenden – politisch korrekten Umdeutung von Kadares Werk führte: In etlichen teils aufsehenerregenden Wortmeldungen sieht dieser seine Heimat und ihr Volk durch die jahrhundertlange osmanische Besatzung als vorübergehend Europa genommen und von diesem sinngemäß als Balkantürken verkannt. Wenn Kadare also vehement eine »Europäisierung« Albaniens einfordert, hat dies wenig mit einer Hingabe der nationalen Identität zugunsten einer verwaschenen Europäischen zu tun, sondern vielmehr mit der Verteidigung des Eigenen und insbesondere einer Abgrenzung gegenüber der aufgezwungenen islamisch-vorderasiatischen Identität; denn die »albanische und europäische Identität verschwinden zu lassen«, so Marku, »hatten sich die osmanischen Eroberer enorm verausgabt«. Es ist eine Rückbesinnung auf vorislamische albanische Traditionslinien, die Kadare fordert und die der Nation, wie ganz oben angeführt, schon einmal das Überleben gesichert haben. Obwohl seine Familie *de iure* dem Islam angehörte, finden sich für diesen denn auch in seinem Werk nicht die geringsten Sympathien – im Gegenteil. Vom *November einer Hauptstadt*, wo »die vor islamischer Traurigkeit triefende Stimme des Muezzins an die arabische Wüste denken läßt«, bis zum Aufsatz *Die europäische Identität der Albaner*: »Die heutige Türkei versucht, mit Hilfe der islamischen Religion, das albanische Volk entlang der religiösen Bruchlinien zu trennen und in weiterer Folge kulturell und wirtschaftlich zu kolonisieren« – zum zweiten Mal. Das Christentum hingegen bezeichnet Kadare als »geistig-kulturelle Basis« seiner Nation.

In zwei Romanen epischer Breite, *Der große Winter* und *Konzert am Ende des Winters*, schildert Kadare den Alltag im kommunistischen Albanien und dessen Ringen mit der Sowjetunion bzw. China; am Ende fanden sich die aufmüpfigen Albaner, »denen die Deutschen, um noch Benzin ins Feuer ihres Stolzes zu gießen, das Attribut einer Herrenrasse verliehen hatten«, in einer mehr nordkoreanisch-verelendeten als *splendid* Isolation wieder. In gespenstischen Szenen wie der »Nacht der schwarzen ZIM-Limousinen«, deren Prozession kommunistischer Funktionäre den Zwergstaat zur Raison bringen soll, wird der Bruch von 1960/61 zwischen den unverdrossen stalinistischen Albanern und Chruschtschows »tauender« UdSSR nachgezeichnet. Anders als in den »osmanischen« Werken, die es ihm ermöglichten, *im* Kommunismus verklausuliert *über* den Kommunismus schreiben zu können, attackiert Kadare, wohlmeinend interpretiert, hier die Ideologie frontal – allerdings immer nur hinsicht-

»Im Gegensatz zu den alten, von der Zeit geschwärzten Kirchen strahlten die soeben erst aus weißem, behauenen Stein erbauten Minarette. An alles hatte der große Padi-schah gedacht: Neben jeder Kirche hatte er eine Moschee errichtet, auf daß die junge Braut mit der alten Vettel fechte, bis sie sie ganz bezwingen würde.«

Die Schleierkarawane.

»So wie es in Albanien ein Fehler war, das Land zu verlassen, so ist es jetzt auch in Ägypten, Tunesien oder Algerien ein Fehler, das Land zu verlassen, wenn die Chance zur Veränderung besteht. Die jungen Frauen und Männer wurden bei uns gebraucht, und sie werden jetzt in ihrer nordafrikanischen Heimat gebraucht, um beim Wiederaufbau ihres Landes zu helfen.«

Hansgeorg Hermann:
»Glauben Sie noch an die Nation, Herr Kadare?«, faz.net vom 6. Juni 2011.

lich ihrer Unzulänglichkeiten anderswo; der Ehrenschild Albanien bleibt rein, und »begonnen haben sie«. Der Bluthund Hoxha erscheint als strenger, aber unüberwindlicher Landesvater; später läßt ihn Kadare theatralisch erschauern bei der Erinnerung an die Untaten eines Spießgesellen, dem – wieder Orwell, nach dem Muster Goldstein/Trotzki – alle Schuld zugeschoben wird, obwohl er letztlich ein bloßer Rivale war, dessen Verbrechen der Sieger bei weitem übertreffen sollte. Wirklich häßlich gerät die erbarmungslose Darstellung der ehemaligen Bourgeoisie, der ohnehin gedemütigten und entrechteten »Deklassierten«, als weinerlich-groteske Karikaturen in schärfstem Gegensatz zum Bild des Helden des Romans, der nach mancherlei Fährnis endlich »bereit war, die Dornenkrone der Revolution zu tragen«. 1988 ist es dann China am Ende der Mao-Ära, dessen Staatsterror und Kampf gegen die Kultur Kadare nachzeichnet und den großen Vorsitzenden sagen läßt, »er würde sie hinwegfegen [...]: Den Präsidenten Cervantes, den Fürsten Beethoven, den Generalissimus Shakespeare, den Grafen Tolstoi.«

Zu diesem Zeitpunkt lagen hinter Kadare bereits Jahrzehnte eines »tödlichen Katz-und-Maus-Spiels« (S. Guppy) mit dem Regime, gefolgt von teils erbitterten Vorwürfen einer zu großen Nähe zu diesem. Fünf seiner Bücher waren verboten worden, unzählige Male die Zensur eingeschritten – aber seine nicht zuletzt im internationalen Erfolg begründete Ausnahmestellung ermöglichte es ihm auch, die inkriminierten Stellen selbst umzuschreiben. Zur Dauerprovokation Kadares fast durchgehender Mißachtung der Prinzipien des Sozialistischen Realismus kommt der beträchtliche Mut, Parabeln über totalitäre Staaten in einer stalinistischen Diktatur verfaßt zu haben – jedoch als deren hoher Würdenträger und Funktionär. Im Gegensatz zu anderen vergleichbaren Regimes gab es in Albanien aber keine Dissidenten, oder nur unter der Erde, bei der Sklavenarbeit im Bergwerk oder gleich in einem frühen Grab. Aber wiederum: Selbst 1990 äußert Kadare noch, so Thomas Kacza, »daß es in Albanien nach der Befreiung die Einrichtung der Zensur nie gegeben hat und nicht gibt, was unserem sozialistischen Staat zur Ehre gereicht«.

Ihr Heldentum ist für die Beurteilung des Werks von Schriftstellern nicht von Bedeutung – erst recht nicht, wenn der Weg zum Märtyrertum nicht weit gewesen wäre. Allerdings, so selbst der treue Röhm, »sind Schriftsteller nicht immer die klügsten Interpreten ihrer selbst«; statt also unter anderem in *Albanischer Frühling* teils gehässigen Anwürfen mit teils peinlichen Selbststilisierungen zu begegnen, wäre es wohl klüger gewesen, das eigentliche Werk für sich sprechen zu lassen, selbst wenn in Teilen *post festum* verfaßt: den bis zur völligen Zerrüttung führenden, ständigen Zwang zu vernichtender Selbst- und Fremdanlage, im erschütternden *Agamemmons Tochter* dargestellt, oder ebendort die Figur des Qeros, der dem nimmersatten Adler, der ihn aus der Finsternis in die Oberwelt tragen soll, bei jedem Krächzen »Stücke von seinem eigenen Fleisch« verfüttern muß, um nicht vom »Staatsungeheuer mit dem Raubvogel im Wappen« »unwiderruflich in den Abgrund geschleudert zu werden«.

Kadares Welt ist kein Hort der Glückseligkeit – indes: »Literatur hat mit ›happiness‹ nichts zu tun; ich kenne kein einziges Werk der Weltliteratur, wo man ihr begegnen könnte.« Weltliteratur, zeitlose zumal, ist sein in über 40 Sprachen übersetztes Werk ohne Zweifel, das insbesondere in Frankreich größte Wertschätzung genießt, wo Kadare seit Jahrzehnten neben Albanien seinen Wohnsitz hat und seit 2016 der Ehrenlegion angehört. Das Schlußwort, zugleich jenes von *Der Nachfolger*, hat der Schriftsteller selbst; wuchtig vereint es dessen wiederkehrende Leitmotive inklusive Rekurs auf die Heimatstadt, die er mit dem Diktator gemeinsam hat, und ist allen Tyrannen in den Mund gelegt:

»Wir kennen weder Gebet noch Vergebung, deshalb kommt nicht auf die Idee, für unsere Seelen Kerzen anzuzünden. Spart euch eure Gebete für etwas Besseres auf. Betet zum Beispiel darum, daß wir nicht im schwarzen All, in dem wir verloren umhertreiben, eines Nachts die fernen Lichter der Erde entdecken und wie Mörder, die der Zufall vor das Dorf führt, in dem sie geboren sind, sagen: Ach schau, da ist ja die Erde! Denn dann könnte es sein, daß wir zu eurem Unglück wiederkehren, Masken vor dem Gesicht, die Hände immer noch blutig, ohne Reue, ohne Vergebung, ohne Trost.« ■

Auswahlbibliographie:

- Der große Winter*, München 1989;
November einer Hauptstadt, Kiel 1991;
Die Schleierkarawane, München 1994;
Der Schandkasten, München 1996;
Doruntinas Heimkehr, München 1998;
Chronik in Stein, München 1999;
Die Festung, München 1999;
Der Palast der Träume, Frankfurt a.M. 2005;
Der zerrissene April, Frankfurt a.M. 2005;
Die Brücke mit den drei Bögen, Frankfurt a.M. 2005;
Der General der toten Armee, Frankfurt a.M. 2006;
Die Dämmerung der Steppengötter, Frankfurt a.M. 2016;
Die Verbannte, Frankfurt a.M. 2017.

Literaturhinweise:

- Thomas Kacza: *Ismail Kadare – verehrt und umstritten. Betrachtung eines Schriftsteller-Lebens*, Bad Salzuflen 2013;
 Mark Marku: »Identité et altérité dans l'œuvre d'Ismail Kadaré«; in: *Language and Literature. European Landmarks of Identity*, Bd. 15, Pitești 2014, S. 280–286;
 Piet de Moor: *Eine Maske für die Macht. Ismail Kadare, Schriftsteller in einer Diktatur*, Zürich 2006;
 Alexandre Zotos: *De Scanderbeg à Ismail Kadaré. Propos d'histoire et de littérature albanaises*, Saint-Étienne 1997.

Der Fall Sieferle

von Günter Scholdt

1. Es gilt, Bilanz zu ziehen aus rund sechs Dutzend Artikeln, Blogs, Statements, Interviews, Leser- oder offenen Briefen. So viele Medienäußerungen aus einer wohl noch größeren Menge liegen mir vor zu Rolf Peter Sieferles 2017 posthum erschienenem Antaios-Bändchen *Finis Germania*. (Seine zeitgleich bei Manuscriptum publizierte Studie *Das Migrationsproblem* wurde zuweilen mitthematisiert.) Die Anzahl der Diskussionsbeiträge, vor allem aber die dabei entfesselte, teils pathologische Erregung zeigt die Kontroverse – analog zu zwei Grass-Debatten (*Sezession* 19/2007; 48/2012) – als Modellfall politischen Streits in Deutschland. Dabei habe ich den Verlagswunsch nach einem Beitrag selten so fern jeglichen dialektischen Vergnügens erfüllt. Wirft doch die deprimierende Einfallsllosigkeit der Anwürfe zunehmend die Sinnfrage auf, sich mit dergleichen analytisch auch nur zu beschäftigen. Lohnt doch zu argumentieren nur in einer Sphäre des Geistes, nicht aber dort, wo es ausschließlich um Macht geht.

2. Zum Verlauf: Zunächst wurden die Bücher nach gängiger konformistischer Ausgrenzungspraxis im Mainstream weitgehend ignoriert. Dann blamierte sich Jan Grossarth in der *FAZ* vom 12. Mai 2017 mit einem bemerkenswert unseriösen Artikel unter dem sprechenden Titel »Am Ende rechts«, was Michael Klonovsky (a.d. 14. Mai) zu einer geharnischten Replik veranlaßte. Besonders wegen Grossarths biographischer Fake News schrieb Sieferles Freund Raimund Kolb einen scharfen Leserbrief, den die *FAZ* erwartungsgemäß nicht abdruckte. Ersatzweise boten Lichtschlags *eigentlich frei* (18. Mai), Klonovskys *Acta diurna* (22. Mai) und *Sezession* (23. Mai) dem Brief eine Internetplattform. Auch Thorsten Hinz (*JF* 26. Mai) nahm für den Verleumdeten Partei.

Die Diskussion explodierte, als *Finis Germania* auf der Empfehlungsliste des Norddeutschen Rundfunks auftauchte, was umgehend skandalisiert wurde. Als verlässlicher »Minenhund« zur Hetze figurierte ein »Rechtsextremismusexperte« der *taz*, der die Journalistenmeute auf Kurs brachte. Inzwischen kletterte das Buch allerdings auf den Spitzenplatz der Amazon-Verkaufsliste, was die Wut systemkonformer Angriffe noch steigerte. »Rechtsruck im Feuilleton?« fragte der Deutschlandfunk am 12. Juni. Eine Säuberungswelle ergoß sich von *taz* bis *FAZ*, von *Spiegel* bis *Tagesspiegel*, von *ZEIT* bis zur *Süddeutschen*, *Welt* oder *Stern* sowie etlichen Staatsfunk-Sendern. Welcher Schurke, wurde gefahndet, hatte solche »ekelhafte wie stellenweise unverständliche Endzeitdiagnostik« (Hintermeier *FAZ* 12. Juni) empfohlen? NDR, die kooperierende *Süddeutsche* und fast alle Jurymitglieder hißten schnellstens ein »Rette-sich-werkann«-Banner und distanzieren sich. Jens Bisky (*SZ*) trat sogar aus.

Binnen fünf Tagen war als Schuldiger ein *Spiegel*-Redakteur aus der Deckung gejagt und umgehend zu Selbstkritik und zum Verlassen der

Abkürzungen:

a.d. = Klonovsky: *Acta diurna*; ef = *eigentlich frei*; SiN = *Sezession im Netz*; JF = *Junge Freiheit*

Zur Nachbereitung eignen sich folgende Internettex-te:

Klonovsky auf seinem Blog *Acta diurna* (14., 22., 23. Mai; 12., 13., 15., 16., 17., 18., 20., 24., 25., 27., 28. Juni; 9. Juli);

Kubitschek SiN 12., 14., 16. Juni;

Lichtmesz SiN 13. Juni;

Böckelmann auf der Facebook-Seite der Zeitschrift *Tumult* 19. Juni;

Interviews im Deutschlandfunk: 16. Juni (Münkler) u. 25. Juni (Safranski).

»*Spiegel* im Kriechgang – Sieferle im Nachdruck!«

Nils Wegner: SiN 19. Juni.

Jury genötigt. Die wenig fürsorgliche Redaktion dementierte jedes »Verständnis« und watschte ihren langjährigen Mitarbeiter öffentlich ab. Andere Medien zeigten Häme über die scheinbar verstrickten Organe oder mahnten Konsequenzen an. Dazu gehört die Überarbeitung der Kriterien der Jury. Denn man soll Meinungs- bzw. Entscheidungsfreiheit nicht übertreiben, wenn dies zu so ungewollten Ergebnissen führt (vgl. a.d. 12. Juni). Wer sich je mit kommunistischen Reinigungsorgien beschäftigt hat, erlebte ein schmerzliches *Déjà-vu* und mußte Ekelgefühle unterdrücken. Schließlich drohen ja, so sehr Ausgrenzung schmerzt, noch keineswegs Bautzen oder Gulag.

3. Hier wäre Raum, die häufigsten Argumentationsmuster gegen Siefertle vorzustellen. Aber was bei Grass noch taugte, weil selbst im Mainstream kontrovers diskutiert wurde, lohnt diesmal nicht. Denn von wenigen Ausnahmen abgesehen, reduziert sich die Argumentation der Blockmedien auf die Anklage: Das darf man nicht sagen, weil es gefährlich, »rechts«, »rechtsradikal«, »rechtsextremistisch« bzw. »antisemitisch« ist. Oder: Das wollen wir nicht lesen, weil es in Verlagen erscheint, die wir »zivilgesellschaftlich« tabuisieren. Und ein Autor, der sich daran nicht hält, schreibt auch gewiß ganz miserabel oder gar »subterrestrisch« – gemäß delikater Wortwahl eines Drei-Groschen-Polemikers der *ZEIT*.

In den späten 1980ern habe ich als Forscher mal rund 15000 Seiten nationalsozialistischer Rezensionsorgane durchgesehen. In der Regel zeigten alle dortigen Kritiken das gleiche Desinteresse an der Komplexität von Werken zugunsten der dominierenden Frage nach befolgter oder verfehlter ideologischer Orthodoxie. Legionen von Philologen, Historikern und »Wissenschaftlern« aller Sparten, ausgebildet in Abertausenden von Seminaren, kümmert einzig die politische Gesinnung, um die Guten ins Töpfchen, die Schlechten ins Kröpfchen zu stecken. An solches Banausentum erinnerten viele der aktuellen Attacken auf Siefertle.

4. Es fällt auf, mit welcher Skrupellosigkeit Gutmenschen zur Denunziation bereit sind. Im günstigsten Fall wird hämisch referiert. Üblicher sind kontextlose Verkürzungen, haltlose Verdächtigungen durch scheinverfängliche Zitate und böswillige Lesarten. Einige sind dankenswerterweise durch Textgegenüberstellungen von Original und fahrlässiger Auslegung dokumentiert. Ich verweise exemplarisch auf Frank Bökelmann (*Tumult* 19. Juni), Kubitschek (*SiN* 12. Juni) sowie Klonovsky (a.d. 14. Mai, 12. Juni; vgl. auch sein Siefertle stützendes Zitat von Yuri Slezkine 28. Juni). Von biographischen Fehlinformationen (z.B. durch Grossarth) war schon die Rede. Dadurch wird Siefertle als altersverbittert, krank und infolgedessen als vermindert zurechnungsfähig dargestellt. Wohl eine demokratisch abgemilderte Variante politischer Psychiatisierung. Editorische Verdächtigungen gegen den Verlag oder strafrechtliche Kontaminierungen schließen sich an – Produkt einer Debattenkultur, bei der Flachdenker mehr oder weniger bewußt den Unterschied zwischen Mythos und Lüge, zwischen Kritik an der Sakralisierung des Holocaust und seiner Leugnung aufheben. Der *Tagesspiegel* unterfüttert eine derartige Verleumdung noch durch ein Auschwitz-Foto mit der aberwitzigen Bildunterschrift: »Für den rechtsradikalen Historiker Rolf Peter Siefertle nur ein »Mythos«.«

In der *ZEIT* vom 22. Juni lebt Benedikt Erenz, fern von Textbezügen, seine antikonservativen Phobien ungehemmt aus, wozu auch gehört, Siefertles Haltung im Kontext zu Horst Mahlers politischem Wandel zu betrachten (desgleichen Aguigah: Deutschlandfunk 12. Juni). Merckels beflissenen Hofpolitologen Herfried Münkler wiederum treibt die Furcht um, als Jury-Mitglied durch einen Anrühigen in »Geiselhaft« genommen zu werden. Dabei hat er noch 2014 ein verdienstvolles Weltkriegsbuch verfaßt, dessen Einbettung in die Systemhistoriographie sich allenfalls durch Amnesie gegenüber der alliierten Einkreisung Deutschlands verriet. Jetzt pöbelt er gegen Siefertles letztes Werk und unterstellt ohne jegliches Indiz, der posthume Text könne auch Produkt verlegerischer Nachbereitung sein (Deutschlandfunk 16. Juni; vgl. Kubitscheks offenen Brief 16. Juni). Schlimmer noch, seine perfiden Insinuationen von antisemitischen, möglicherweise strafbaren Inhalten disqualifizieren

»Mit der Empfehlung des Buches *Finis Germania* von Rolf Peter Siefertle habe ich bewusst ein sehr provokantes Buch der Geschichts- und Gegenwartsdeutung zur Diskussion bringen wollen. Siefertles Aufzeichnungen sind die eines final Erbitterten, gewollt riskant formuliert in aphoristischer Zuspitzung. Man möchte über jeden Satz mit dem Autor diskutieren, so dicht und wütend schreibt er.«

Johannes Saltzwedel,
Spiegel 12. Juni.

»Ich habe nach der Lektüre der wesentlichen Kapitel kein Verständnis dafür, dass der Kollege Saltzwedel dieses Buch empfohlen hat, und wegen des entstandenen Schadens begrüße ich seinen Rücktritt aus der Jury.«

Spiegel-Chefredakteur
Klaus Brinkbäumer.

»Noch nie wurde ein *Spiegel*-Journalist von den eigenen Leuten öffentlich so hingegerichtet wie Saltzwedel [...]. Wenn man ihm noch nicht diskret eine geladene Pistole gereicht hat, dann wird man ihm sicher vor dem versammelten ZK auf dem Hof die Epauletten abreißen. Und Buchempfehlungen auf eigene Kappe wird es, Meinungsfreiheit hin oder Wesen der Demokratie her, künftig nicht mehr geben.«

Burkhard Müller-Ulrich:
Deutschlandfunk Kultur
16. Juni.

»Es ist ›die Stimmung, die das AfD-Milieu umgibt. [...] Sie umgibt wie ein schwarzer Dampf unser akademisches Hass-Bürgerium. Erbitterung gegen alles: gegen Europa, gegen die Globalisierung, gegen die Parteien, die Kirchen, gegen ›diese Frauen‹, gegen die Flüchtlinge, gegen die ganze politische Korrektheit und – darf man ja nicht sagen! – gegen ›die Juden‹ (Siefertle), die uns den ›Mythos Auschwitz‹ (Siefertle) oktroyiert haben, sowieso. Woher kommt das? Wer therapiert das, bevor es Amok schreibt?«

Benedikt Erenz: *ZEIT*
22. Juni.

ihn als Wissenschaftler: durch entsolidarisierende Verunglimpfung eines verstorbenen Kollegen ebenso wie durch ein Textverständnis, das ich vor meiner Entpflichtung selbst Proseminaristen nicht hätte durchgehen lassen. Paradoxaer Weise wurde im Vorfeld der Debatte Münkler selbst Opfer einer absurden Kampagne. Er hat daraus nichts oder eben Anpassung gelernt, und wir brauchen uns um seine künftige Reputation auch gewiß keine Sorgen zu machen. Wer mitten im Mainstream schwimmt und gesinnungsmäßig zur Inquisition gehört, bedarf keiner Verteidigung, wenn er ausnahmsweise mal durch noch durchgeknalltere »Bewältiger« attackiert wird.

5. Warum schaden solche Peinlichkeiten den BRD-»Intellektuellen« nicht? Eine (keineswegs zynische) Begründung liegt darin, daß auch im Kulturbereich die evolutionäre Selektion meist nicht die Besten, sondern die Angepaßtesten in Spitzenstellungen schwemmt. Darüber hinaus jedoch spielt für diese journalistischen Marionetten ein zumindest erspürter gesellschaftspolitischer Auftraggeber im Hintergrund eine zentrale Rolle. Anders ist kaum zu erklären, warum selbst bei früheren Qualitätsmedien intellektuelle und nicht zuletzt ethische Mindeststandards folgenlos unterboten werden dürfen, falls es die »Bösen« trifft. Warum es etwa einen Gustav Seibt (samt nachplappernden Ignoranten wie Harry Nutt, *Frankfurter Rundschau* 23. Juni) nicht den Job oder zumindest seinen Ruf kostet, wenn er wahrheitswidrig behauptet, der verfernte Band habe kein Nachwort, was kaum dafür spricht, daß er ihn überhaupt in Händen hielt. Wenn er gleichzeitig in schamloser Offenheit eigene frühere Sieferle-Elogien desavouiert (a.d. 15. Juni) oder davor warnt, daß solche Bücher an Leute gelangen, »die gar nicht theoriebildend zu denken imstande sind« (Deutschlandfunk 12. Juni). So dachten zu anderen unseeligen Zeiten nämlich schon andere »Fürsorgliche«, wenn sie Bücher verboten, konfiszierten oder einen *Index Librorum* erstellten.

Oder betrachten wir einen Eckhard Fuhr, der in den 1990ern, als sich die *FAZ* noch konservativ gab, durch couragierte Artikel gegen das stickige Meinungsklima in Deutschland aufbegehrte und auch in Sachen Zeitgeschichte ein wenig gegen den Stachel löckte. Jetzt, umgesetzt zu Springer, hat er sich als Beitrag zur Sieferle-Schelte etwas ausgesprochen Grotteskes ausgedacht (*Die literarische Welt* 16. Juni). Danach hat der Autor von *Finis Germania* nämlich die bundesrepublikanische Bewußtseinsentwicklung schlicht verschlafen. Die Kritik am »Mythos Auschwitz« und »einem durch und durch ritualisierten historischen Gedenken« sei zwar, wie die Fälle Jenninger und Martin Walser belegen, »in den Achtziger- und Neunzigerjahren nicht ganz unberechtigt« gewesen. (»Nicht ganz unberechtigt« – welch apart-diskrete Wortwahl!) Aber heute sei der ganze Völkermord-Komplex längst historiographisch »kontextualisiert«. Mehr noch: »So wenig sanktionsbewehrte mythische Wahrheit [...] gab es noch nie. Und die Deutschen als ewiges Tätervolk existieren nur noch in der völkisch verbohrtten Vorstellungswelt eines Rolf Peter Sieferle.« War da nicht einmal ein Joschka Fischer, der Auschwitz zum bundesdeutschen Gründungsmythos erhob, oder wirkt von ihm gar nichts nach?

Lektion gelernt und Auftrag erfüllt, möchte man Fuhr kommentieren oder diesen abgeklärten Gegenwartsdiagnostiker bitten, die ungeheure Aufregung zu erklären, falls jemand einmal anderes verfißt. Was haben Rufe nach dem Kadi, dutzendumfange angemahnte Konsequenzen für die am »Skandal« Beteiligten oder herdenhafte Dementis jeglicher Gemeinsamkeit mit solchen Gedankenverbrechen mit einer herrschaftsfrei entspannten Geschichtsdebatte zu tun? Illustriert die doch vielmehr, wie strangulierend auch Wissenschaft und Medien einer postdemokratischen Frontstellung unterworfen sind. In der Politik wie der ihr zuarbeitenden Kultur dreht sich leider fast alles um Alternativlosigkeit und Gleichschaltung. Nicht um Wahrheitsfindung, sondern Vernichtung von »Irrlehren« und eine Hetzjagd, von der Andreas Lombard warnt, sie »geht uns alle an« (*JF* 23. Juni). Nur in Ketzerverfahren ist für Orthodoxe jedes Mittel erlaubt. Wohin das führen soll und vermutlich auch führt, wenn sich nicht zu später Stunde noch erheblich mehr Freiheitsbewußte einmischen, darüber sind keine Illusionen erlaubt. Klonovsky jedenfalls hat es aus seiner DDR-Erfahrung noch im Blut:

»Finis Germania« ist eine geistige Abstellkammer, die seit Jahrzehnten nicht gelüftet wurde. In ihr miefte die alt- und neurechte Möchtegern-Dissidenz bundesrepublikanischer Vergangenheitspolitik vor sich hin und die eingemotteten Zinnsoldaten der »selbstbewussten Nation« warten darauf, in die Schlacht geführt zu werden gegen »Denkverbote« und »Tabus«. Sie träumen noch vom Endsieg der rechten Sache im Historikerstreit, obwohl doch die Kombattanten auf diesem Schlachtfeld die Kampfhandlungen quasi einvernehmlich längst eingestellt haben.«

Eckhard Fuhr: *Die literarische Welt* 16. Juni.



»War es schon drollig, dass der *Spiegel*-Chefredakteur K. Brinkbäumer das Land wissen ließ, welches Buch ein Angestellter seines Hauses zu empfehlen hat, pflichtet dem nun [mit Gustav Seibt] ein Autor bei, also einer, der sich schon seiner Standesehre wegen eigentlich hinstellen müsste und sagen: Nun ist aber gut, wir leben in einem freien Land, und ein Juror kann jedes Buch empfehlen, das er will, sofern es nicht explizit verboten ist, weil darin zum Beispiel zum Analsex mit unbegleiteten minderjährigen Geflüchteten oder zur Ermordung der AfD-Spitze aufgerufen wird.

Was mag Seibt widerfahren sein, dass aus dem ›unerschrockenen Denker‹ Sieferle ein ›erschreckender‹, aus dem ›großen Autor‹ ein ›nicht völlig unbedeutender‹, also quasi ein Ranggenosse Seibts werden konnte? Haben ihm die Häscher der Reichsschrifttumskammer die Instrumente gezeigt? Hat ihn ein Büttel der Agitationskommission im dunklen Flur der SZ erschreckt? Man muss diesen Leuten, die ja selber nie in einer Diktatur gelebt haben, immer wieder unter die Nase reiben, dass sie gerade dabei sind, eine zu errichten, Steinchen auf Steinchen, Denunziatönchen für Denunziatönchen, Verbötlein für Verbötlein, und zwar mit exakt denselben Worten, mit denen zum Beispiel in Honeckers Drecksstaat feindlich-negative Personen traktiert wurden« (a.d. 15. Juni).

6. *Finis Germania* lässt sich nur im Original und nicht über seine Kritiker kennenlernen. Denn die haben den Textsinn dermaßen entstellt, daß man annehmen könnte, wir redeten über unterschiedliche Bücher. Rekapitulieren wir also in aller Kürze die Essenz des Bändchens, wobei die Fülle der Reflexionen aus Raumgründen nicht einmal skizziert werden kann. Im Zentrum steht eine Dekadenzanalyse, die in Kolbs Nachwort wie folgt umrissen wird:

»Wir werden dominiert von instabilen, verhaltensunsicheren und arm an Selbstbewußtsein agierenden ›Herrschaftseliten‹ mit einem vom tief-verwurzelten Sozialdemokratismus geprägten ›kleinbürgerlich-amorphen Politikstil‹. Ein in alle Lebensbereiche sich hineinfressender Relativismus und eine zivilreligiös mit ›Auschwitz‹ aufgeladene Kollektivschuld inklusive dem Gebot permanenter Buße bedrängen unser ohnehin zu Furcht, Angst und gelegentlich Panik neigendes ›Hühner-Volk‹, das Volk der Nazis, das als ›negativ auserwähltes Volk‹ seine einzige Bestimmung im Verschwinden aus der realen Geschichte findet und sich entsprechend zu fügen weiß. Damit ist auch Deutschlands Rolle in der Weltgeschichte besiegelt. Die einst bürgerliche Gesellschaft erreicht mit der Negation des Eigenen ein naturwüchsiges Stadium: ›Nachdem das Aas des Leviathan verzehrt ist, gehen die Würmer einander an den Kragen.‹ – Gemeint ist

Sezession-Sonderheft »Sieferle lesen«, August 2017. 52 Seiten, 8,50 €. Mit Beiträgen u.a. von Michael Klönovsky, Erik Lehnert, Götz Kubitschek, Siegfried Gerlich.

»Wir« als kleine Buchhändler (in einer roten Stadt), können das Buch *Finis Germania* solange nicht empfehlen, wie sich nicht Teile der Elite schützend davor stellen. Besteht unsere kritische Elite aus Feiglingen? Sind diese Jungs und Mädels nicht mal in der Lage, für einen überragenden Autor wie Siefertle einzustehen?»

Brief an M. Klonovsky:
a.d. 25. Juni.

»Siefertle hat gezeigt, daß die Demokratie, die sich heute präsentiert, einem erloschenen Stern gleicht, dessen vor Urzeiten ausgesandte Leuchtkraft höchstens noch trügerisch durch den Raum irlirlichtert. Seine Bücher hingegen sind ein Spiegel, aus welchen die Lückenmedien die Nichtigkeit ihres Tuns entgegenstarrt. Deshalb meiden sie sie wie die Pest.«

Thorsten Hinz: JF 26. Mai.

»*Finis Germania*, das düstere Testament Rolf Peter Siefertles, wurde wie ein Virus behandelt, der durch eine Systemlücke geraten war und nun in die Quarantäne verbannt werden mußte. Um dies durchzuführen, bedurften unsere Freunde von der Wahrheitspresse zweier Voraussetzungen: als Druckmittel der Verbreitung der Angst, per Kontaktschuld selbst zum Aussätzigen erklärt zu werden, und als Anreiz der Chance, risikolos bei einem prestigeträchtigen Hetzkampagnenquickie mitmachen zu können.«

Martin Lichtmesz: SiN
13. Juni.

»Scholl: Ist dieses Buch, Herr Safranski, nun tatsächlich ein Skandal oder wird es nur skandalisiert?

Safranski: Nein, es wird nur skandalisiert. Es wird aber allerdings auch auf eine Weise skandalisiert, die ich selber wiederum als Skandal empfinde. Man hat ja dem Buch vorgeworfen, es sei rechtsradikal. Herr Münkler hat ja sogar von Strafwürdigkeit gesprochen. Ich finde das fahrlässig und hysterisch.«

Deutschlandfunk 25. Juni.

ein Rückfall auf das Niveau von Multitribalismus und der ihm inhärenten Agonalität.« (103f.)

Der Kern dieser Botschaft ist nicht einmal neu. So stammt etwa eine frühe Analyse der Schuldreligion aus Sartres Drama *Die Fliegen*, wobei der Autor eine Applikation auf deutsche Verhältnisse ausdrücklich billigte. Im Gegensatz zum französischen Freiheitsphilosophen hat übrigens Siefertle die dahinterliegenden Interessen und Interessenten kaum fokussiert. Dafür hat er – in originellen Formulierungen und aphoristischen Pointierungen – durchdekliniert, was »Vergangenheitsbewältigung« als Teil einer politischen Theologie konkret bedeutet und zu welchen Widersprüchen sie führt.

7. Welche anspruchsvolle Diskussion hätte sich darüber führen lassen, jenseits von dogmatischen Sackgassen und Empörungsritualen! Mit erfrischender Klarheit charakterisiert Siefertle die Theorie eines deutschen Sonderwegs als historiographische Simplifizierung aus Siegerperspektive. Eine vergleichbare Distanz zu gängigen Urteilen hätte ich mir jedoch auch gewünscht, wo er deutsche Defizite einer durch Niederlagen und Revolutionen verunsicherten Herrschaftsschicht beklagt. Das ist nicht falsch, aber ergänzungsbedürftig.

Schließlich erscheint mir etwa der damit häufig verglichene Gentleman-Typ, statistisch gesehen, eher als Literaturprodukt denn als Alltagsrealität. Wer somit Kohls »Birnen«-Image für symptomatisch hält, muß das whiskygeprägte Bulldoggengesicht eines Churchill ausblenden. Und wer den Pariser Geschmack zum Nonplusultra erhebt, meidet besser den Eindruck so mancher Friedhofskunst oder durch Napoleon-Porzellane gekrönter bourgeoiser Wohnungen. Ohnehin ist Versailles als Vorbild nicht jedermanns Sache. Und wenn Siefertle bei unserer herrschenden Klasse einen kleinbürgerlichen Polit- und Lebensstil konstatiert, wäre dies ein läßlicher Vorwurf. Stand Preußen doch, abgesehen von Gründerzeit-Pomp, für eine Gesellschafts- und Staatsidee nicht zuletzt der kleinen Leute. Zumindest dem Ethos nach zählten Werte wie öffentliche Sparsamkeit, Anstand, Bescheidenheit, Pflichtbewußtsein und das sprichwörtliche »mehr sein als scheinen«.

Ich tauschte sie gerne zurück gegen die aktuelle Überhebung, die Merkel als (Klima-)Retterin des Erdballs feiert, als Cherub gegenüber den Dunkelmächten einer entgleisten populistischen Welt. Denn inzwischen herrscht in Deutschland eine gar nicht mehr verschüchterte politische Klasse. Ihren untherapierten Schuldkomplex besitzt sie zwar weiter. Aber aus ihm erwuchs wie Phönix aus der Asche ein neues internationales Selbstbewußtsein, kombiniert aus Wirtschaftserfolg und »Humanitäts«-Export. Weltweit lebt keine Länderelite Multikulti und Moralimperialismus fanatischer. Diesmal soll am deutsch-globalesischen Wesen »die Welt genesen«. Und mag unsere Dauerpräsenz düsterer Vergangenheit außenpolitisch auch manche Erpressung erleichtern, innenpolitisch dient sie einer Politclique als Allzweckwaffe, um ihre Herrschaft alternativlos zu verdauern.

Allen Reueritualen zum Trotz fühlen sich unsere Zuchtmeister übrigens kaum persönlich betroffen. Vielmehr delegieren sie Schuld und Schulden gemäß Weizsäckers Aristokraten-Attitüde auf das stets ein wenig verachtete Volk. Ihm gilt ihr Mißtrauen, seiner heimat- und nationbezogenen »Rückständigkeit« und überkommenen Ästhetik. Demgegenüber favorisiert unsere »Elite« traditionslose Zukunftsprojekte und Kosmopolis-Fiktionen vom Ende der Geschichte. Ihre Buch- und Kunstpreise zeugen ebenso davon wie die freudvolle Kapitulation vor dem Einbahnstraßen-Import einer ausländischen Unterhaltungsindustrie. Ein staatlich hochsubventioniertes Agitationstheater garantiert den Fortbestand einer Kreisch- und Schriill-Dramaturgie auch als Mittel »zivilgesellschaftlicher« Dressur. Man kauft – teils als Geldanlage – diverse Beuys, Manzoni oder Richters und vertraut ihrer bewunderten Selbstvermarktung als Kunst. Eine Monumentalarchitektur, wie wir sie etwa im neuen Berlin bestaunen können, verkörpert in Reinkultur den technokratischen Geist heutiger Menschheitsplaner à la Goldman Sachs, Draghi, Soros oder anderer Finanz- oder Industrietycoons. Und in ihrem Dunstkreis bewegen sich, hinlänglich fasziniert oder ihre Macht in Kauf nehmend, jene Merkels und Schulz', Schwesigs und Göring-Eckardts, Klebers, Maischbergers,

Bedford-Strohms und als letzter Schrei der ungeistig-fanatische Zensor Maas, der ohne Amt und Maßanzüge gar nichts wäre.

Als Sieferle kurz nach der Wende und bis etwa 1997 die *Miszellen für Finis Germania* schrieb, war dieser Typus noch unausgereift. Zudem beeinträchtigten ästhetische Vorbehalte die Diagnose. Doch die zählen wenig in der Sphäre der Macht. Denn die bedingungslose Auslieferung an die Moderne und Traditionslosigkeit als Lebensstil sind ja letztlich gewollt. »Geschichte ist Mumpitz« heißt es bereits in *Brave New World*, für uns Deutsche ergänzt durch eine tägliche Dosis Horrorpädagogik mit 1933 bis 1945 als dominierendem historischen Bezugspunkt.

Als Ideal grassiert der national indifferente, eurokratisch oder universalistisch gestylte Einheitsmensch. Wir begegnen ihm in ICEs, auf Flughäfen oder abgezirkelten Luxusghettos, schon beim Frühstück via Smartphone die neuen Direktiven einsaugend oder ausgebend, Rolex, PC-Trolley oder Gucci-Tasche als Erkennungsmerkmal, selbst »zu Hause« Englisch parlierend oder wenigstens Denglish. Schon physiognomisch charakterisiert durch die zweckoptimistische *No-problem*-Maske: »Yes, we can« oder »Wir schaffen das«. Dies ist fraglos ein sich selbst gewisser Herrschaftsstil, dessen Pose sogar von den Jüngsten imitiert wird. Und so sehr er global verbreitet und entliehen ist, charakterisiert er Deutsche doch besonders. Denn die Elite keines anderen Volks hat ihn so adaptiert als Befreiung und wie eine zweite Haut.

8. Reden wir über Erfreuliches! Die außergewöhnliche Infamie und Unsachlichkeit, mit der ein zuvor wohlrenommierter Gelehrter noch im Grabe vernichtet werden soll, hat etwas Positives bewirkt. Endlich vergaßen alternative Organe und Publizisten ihre persönlichen oder programmatischen Differenzen, vereint im Bekenntnis gegenüber einem immer totalitärer verlaufenden Diskurs, von der *Jungen Freiheit* bis zur *Sezession*, von *Tumult* bis zu *eigentlich frei*, von *COMPACT* bis zur *Blauen Narzisse* und diversen Netz-Plattformen. Als beredte Verteidiger Sieferles nenne ich stellvertretend Konrad Adam, Frank Böckelmann, Thorsten Hinz, Michael Klonovsky, Felix Krautkrämer, Martin Lichtmesz, André Lichtschlag, Andreas Lombard, Thorsten Thaler oder Karlheinz Weißmann. Der *Cicero*-Chefredakteur Christoph Schwennicke (19. Juni), Jürgen Fritz vom *European* (25. Juni), Burkhard Müller-Ulrich (Deutschlandfunk 16. Juni) oder Rüdiger Safranski (Deutschlandfunk 25. Juni) geißelten jenen unfrei-hysterischen Debattenstil und seine skandalösen Simplifizierungen. Daß sie dafür nun selbst unter Beschuß gerieten, wußten sie vermutlich schon vorher.

9. Von *Finis Germania* wurden bislang 25 000 Exemplare bestellt – eine für ein Theoriebändchen sensationelle Ziffer. André Lichtschlag sah darin und im Ausbau des boykottierten Verlags Antaios den Triumph einer Selbstregulierung durch den Markt. Das trifft zu, ist aber an zwei Voraussetzungen geknüpft, deren Garantie leider in Frage steht: daß nämlich ein tatsächlicher Wettbewerb aufrechterhalten werden kann und nicht massive staatliche oder globale Kräfte intrigierend und zensierend eingreifen. Oder daß sich auch künftig bis an die körperlichen Grenzen belastbare Charaktere finden, die dem politischen und »zivilgesellschaftlichen« Druck standhalten. Der Ausgang dieses Kampfs bleibt einstweilen offen.

10. Hoffnung könnte machen, wie tölpelhaft sich unsere »Elite« in dieser Sache benahm (Lichtmesz *SiN* 13. Juni; a. d. 9. Juli). Analog zur Erregung gegenüber dem »Lügenpresse«-Vorwurf beging sie erneut einen gravierenden kommunikativen Fehler. Denn erst die Skandalisierung hat diesem eher akademisch-hermetischen Text seine überwältigende Aufmerksamkeit beschert. Doch wie nachhaltig ist solcher Leserprotest gegen mediale Bevormundung, wo nicht einmal Dominique Venners *Freitod in Notre-Dame de Paris* Nennenswertes bewirkte? Leider muß man auch einräumen, daß sich das Establishment wohl noch weiterhin etliche Fehler des Schemas »Merkel« leisten kann, die seinerzeit ohne eigene Lektüre einen Sarrazin als »nicht hilfreich« kritisierte. In Kreisen der Rechtgläubigen genügt der Verdacht.

Doch auch für diese politmediale Komfortzone gilt Letizia Bonapartes Vorbehalt: »Pourvu, que ça dure.« ■

»Baudrillard sprach von dem »gespenstischen geheimen Einverständnis«, das zwischen Linken und Etablierten herrscht. Was zusammenführt und zusammenhält ist lediglich die Front gegen den gemeinsamen Feind: das sind alle, die sagen, was ist. Rolf Peter Sieferle zum Beispiel.«

Karlheinz Weißmann:
JF 26/17.

»Speit- wie Streisand-Effekt bezeichnen den Schuss, der nach hinten losgeht, wenn Denunzianten nachhaltig Werbung für das Buch betreiben, das sie anklagen. Verleger Kubitschek kommentiert süffisant: »Die *taz* also, die alte Tante mit den verlässlichen Minenhunden, von denen Andreas Speit der berechenbarste ist, dicht gefolgt von Liane Bednarz und Volker Weiß: Man kann sich blind, wirklich blind darauf verlassen. In gewissem Sinne gehören sie zum Team, aber das Beste: Wir müssen sie nicht bezahlen.«

André Lichtschlag:
ef 18. Juni.

Zersetzt, was euch zersetzt!

von Johannes Konstantin Poensgen

»Eines ist Spenglers späherdem Jägerblick, der erbarmungslos die Städte der Menschheit durchstreift, als wären sie die Wildnis, die sie sind – eines ist diesem Jägerblick verborgen: die Kräfte, die im Verfall frei werden. ›Wie scheint doch alles Werdende so krank‹ – der Satz des Dichters Georg Trakl transzendiert die Spenglersche Landschaft. In der Welt des gewalttätigen und unterdrückten Lebens ist Dekadenz, die diesem Leben, seiner Kultur, seiner Roheit und Erhabenheit die Gefolgschaft aufsagt, das Refugium des Besseren. Die ohnmächtig, nach Spenglers Gebot, von Geschichte beiseite geworfen und vernichtet werden, verkörpern negativ in der Negativität dieser Kultur, was deren Diktat zu brechen und dem Grauen der Vorgeschichte sein Ende zu bereiten wie schwach auch immer verheißt. In ihrem Einspruch liegt die einzige Hoffnung, es möchten Schicksal und Macht nicht das letzte Wort behalten. Gegen den Untergang des Abendlandes steht nicht die überlebende Kultur, sondern die Utopie, die im Bilde der untergehenden wortlos fragend beschlossen liegt.«

Mit diesen Sätzen beendete Theodor Wiesengrund Adorno seinen Aufsatz zum 70. Geburtstag Oswald Spenglers. Spengler, das trieft aus jeder Zeile, flößte ihm Angst ein, und bei aller geistigen Brillanz entstand so ein Text, der in punkto Selbstentlarvung zu den beeindruckendsten der Geistesgeschichte zählt. Uns bekümmern hier nicht der verfälschende Vulgärmarxismus, zu dem Adorno seine Zuflucht nimmt, wenn es gilt, die Macht der Hochfinanz zu verleugnen und den Warenproduzenten mit der Alleinverantwortung für die gesellschaftlichen Verhältnisse zu belasten, nicht sein selektiver Analphabetismus, was die Verschleierung von Herrschaftsverhältnissen durch die sogenannte »Pressefreiheit« anbelangt, und auch nicht das Abschneiden eines Zitats aus Angst, das Grauen des Bolschewismus nur erwähnt zu sehen.

Uns bekümmern die zitierten Schlußsätze, die nicht in die Vergangenheit, sondern in die Zukunft weisen. In ihnen ist jene Wende der westlichen Linken aufs deutlichste ausgedrückt, die ihr ihre heutige Gestalt gab. Damals, in der Mitte des 20. Jahrhunderts, war der Traum vom Paradies der Werktätigen bereits im Gulag verendet. Es gab noch viele Kommunisten, doch die Sozialdemokratisierung der westlichen Linken und die damit einhergehende Akzeptanz der liberaldemokratischen, kapitalistischen Grundlagen der westlichen Demokratien zeichnete sich als unaufhaltsam ab. Die Hoffnung auf einen weltrevolutionären Eroberungszug der Sowjetunion war mit den Millionenverlusten der Roten Armee in die Massengräber zwischen Wolga und Spree gesunken. Die bürgerliche Welt war wieder alternativlos, und wer noch den klassischen Kommunismus verfocht, mußte sich früher oder später die Aussichtslosigkeit seines Kampfs eingestehen. In der Mächtegernrevolution von 1968 würde man das Possenspiel erleben, daß verwirrte Studenten, Kinder des Bür-

»Ja, der Sozialismus kommt paradoxerweise an die Macht, wenn alle Energien zur Überschreitung, alle gesellschaftlichen Energien für einen Umschwung und alle alternativen kulturellen Energien mehr oder weniger erschöpft sind – und er trägt die Stigmata dieser Erschöpfung und profitiert davon. Nicht etwa, weil er die Rechte besiegt hat, kann er sich widerstandslos etablieren, sondern weil der ganze vor ihm liegende Raum durch das Zurückweichen der lebendigen Kräfte freigeworden ist.«

Jean Baudrillard: *Die göttliche Linke*, München 1986.

gertums, die Arbeiter der Wirtschaftswunderzeit zum Klassenkampf aufzustacheln versuchten.

Hier, angesichts des Scheiterns, begann der lange Marsch des grundsätzlich denkenden Teils der Linken in die radikale Zersetzung. Das bedeutete die Preisgabe revolutionärer Ziele zugunsten endloser Emanzipationsforderungen. Die Dekadenz, die Zersetzung wurde zugleich Kampfmittel und Selbstzweck einer Bewegung, die der Wirklichkeit kein beschreibbares Ideal mehr entgegenzusetzen hatte, sondern nur noch das Aufschwimmen der Utopie hinter dem Horizont besaß. Marxistische Häretiker wurden zu Idolen. Der weiße Arbeiter, dem die Linke seine Weigerung, sich zum Träger der Weltrevolution zu machen, nie mehr verzieh, wurde verraten. Seinen Platz nahmen andere ein: Frauen, sexuell Deviante, in immer zunehmendem Maße aber die Völkerschaften der Dritten Welt. All diejenigen, die angeblich oder tatsächlich »ohnmächtig, nach Spengers Gebot, von Geschichte beiseite geworfen und vernichtet werden«.

Oft liest man, die Linke habe sich hier neue revolutionäre Subjekte gesucht. Das ist falsch. Diese Gruppen sind für die Linken gerade keine Subjekte, sondern Mündel, in deren Namen immer neue Forderungen erhoben werden, die die Grundfesten von Volk und Staat unterminieren. Das Problem der Linken mit dem Islam besteht gerade darin, daß Moslems, anders als Frauen und solche, die es gerne wären, zu eigenständigem, von der Linken gelöstem, politischen Handeln fähig sind. Das bedeutet: Sie können die Hand, die sie füttert, auch beißen.

Für die akademische Linke bestand der Hauptgewinn freilich darin, daß sich zu jeder dieser Gruppen ein unüberschaubarer Wust emanzipatorischer Theorien erstellen ließ. Anders als Locke und Rousseau haben die Theoretiker des Feminismus, der *Gender studies*, *Queer studies*, *Critical whiteness studies* oder *Postcolonial studies* nicht mehr das Ziel, einen rationalen Gesellschaftsvertrag zu entwerfen. Es geht ihnen auch nicht – wie Marx – darum, wissenschaftlich zu beweisen, daß die herrschaftsfreie Gesellschaft das Endziel der Geschichte darstelle. Nur noch der Unterdrückungszustand der jeweiligen Mündelgruppe soll bewiesen werden. Vor allem jedoch will man aufzeigen, wie diesen Gruppen durch die gesellschaftlichen Strukturen irgendwelche Rechte vorenthalten würden. Das Patriarchat, der strukturelle Rassismus und vielerlei der Sorte mehr wurden zu Feindbildern, denen gegenüber die emanzipatorischen, strukturzersetzenden Forderungen erhoben wurden.

Der Preis dieses Denkens ist freilich seine Verarmung, vor allem der Verlust jenes Erschauens des Ganzen, welches allein dem politischen Philosophen eine Daseinsberechtigung neben dem weit präziser arbeitenden Sozialforscher mit seinen Theorien kleiner und mittlerer Reichweite verleiht. Nicht selten wird dann versucht, diesen Blick auf das Ganze zu usurpieren. Besonders die Vertreter der Genderlehre haben es in der zweifelhaften Kunst, jeden nur denkbaren Sachverhalt aus der engen Perspektive ihrer eigenen Doktrin zu beleuchten, zur Meisterschaft gebracht.

Alain Soral giftete dazu einmal, daß die Linke, als sie den Marxismus aus dem Fenster warf, das Denken vollständig einstellte und sich dem Obskurantismus der Menschenrechte ergab. Doch gerade der Obskurantismus macht seither die Kampfkraft linker Ideologie aus. Manfred Kleine-Hartlage analysiert:

»Indem er es aufgegeben hat, Ziele zu definieren, und sich darauf beschränkt, eine Richtung zu verfolgen, hat sich der Linke zum einen viel Angriffsfläche erspart, die ihm zu schaffen machte, solange seine sozialistische Utopie als Realität in der Welt war. Zum anderen hat er sich damit in eine Logik verstrickt, der er nicht mehr entkommen kann – und die Gesellschaft, die seinen Ideen folgt, auch nicht, es sei denn als Konsequenz ihres Zusammenbruchs: Das Ziel durch eine bloße Richtung zu ersetzen, impliziert, daß es nie einen Punkt geben wird, an dem Linke sagen werden: Jetzt haben wir erreicht, was wir wollten, und geben uns damit zufrieden, eben weil der Horizont, hinter dem Utopia liegen soll, nie erreicht werden kann.«

Die Tendenz endloser Auflösung ist von Kleine-Hartlage erschöpfend beschrieben. Der strategische Vorteil durch eine verminderte »Angriffsfläche« betrifft jedoch weit mehr als die Tatsache, daß sich die Linke nicht mehr für den Kommunismus zu rechtfertigen hat. Viel wichtiger ist, daß die Bekämpfung eines Gegners, der kein revolutionäres Ziel vor sich

»Die rationale Lebensform zertrümmert die Persönlichkeit, schwächt den Verstand und arbeitet an ihrem »eigenen Untergange zu einer allgemeinen Ermattung hin.« Die rationale Lebensform bewirkt Nivellierung, Vermassung: der Bereich der Öffentlichkeit nimmt zu [...], es steigt die Anarchie und die Gleichgültigkeit gegenüber den allgemeinen Angelegenheiten; das Verantwortungsgefühl schwindet; Anpassung heißt die Losung, Unaufrichtigkeit die Devise und Mittelmäßigkeit ist Trumpf; ein zur Tatenlosigkeit erziehender Relativismus wird zur herrschenden Gewalt.«

Hans-Dietrich Sander: *Die Auflösung aller Dinge*, München 1988.

»Kennzeichnend ist ein 1984 erschienenes Buch der Politologen Dudek und Jaschke über den »Rechtsextremismus«. Auf dem Umschlag bildet es eine Art von Altar oder Gesetzestafel ab, auf der verzeichnet ist, was da, unter dem Beifall der Zukunft, zum Abschuß freigegeben wird: »Vaterland – Ordnung – Ehre – Reinheit – Fortschritt – Moral – Nation – Heimat – Treue – Boden – Sitte – Kraft – Reich – Natur – Wachstum – Anstand – Kameradschaft.«

Armin Mohler: *Der Nasenring*, Essen 1989.

herträgt, für die Verteidiger einer gegebenen Ordnung außerordentlich schwierig ist. Da ist zunächst die rechtliche Ebene. Jeder Staat verfügt über Gesetze, die es ihm ermöglichen, diejenigen zu bekämpfen, die seinen Sturz planen. Von Staat zu Staat sehen diese sehr unterschiedlich aus, und das faktische Verhalten der Sicherheitsorgane ist noch einmal etwas anderes. Jedoch: Der Staatsfeind muß immer als solcher identifiziert werden, und das ist bei einer revolutionären Bewegung um ein Vielfaches einfacher als bei einer bloß zersetzenden.



Meilenweit entfernt ...

Am meisten gilt ist dies für einen funktionierenden Rechtsstaat. Er ist dem Zersetzer hilflos preisgegeben. Das Bundesverfassungsgericht konnte die KPD verbieten, aber nicht die Frankfurter Schule. Wenn die juristische Ebene versagt, bleibt die gesellschaftliche. Diese kann zwar zur Repression schreiten, jedoch – dessen sollten sich auch diejenigen bewusst bleiben, die unter den sehr realen Folgen der politischen Korrektheit zu leiden haben – sind die ihr zu Gebote stehenden Mittel deutlich harmloser. Und auch hier ist es einfacher, gegen einen zu mobilisieren, der den Umsturz fordert, als gegen einen, der nicht die revolutionäre Gewalt fordert, auch wenn das, was er sonst verlangt, an der Lebensfähigkeit der Gemeinschaft nagen möge.

Bereits die bloße Argumentation gegen die radikal zersetzende Linke ist aufwendig und schwierig. In seinem Buch *Die liberale Gesellschaft und ihr Ende* demonstriert Kleine-Hartlage etwas unfreiwillig das Problem jedes Konservatismus, der gegen die Linke auf Institutionen setzt. Am Ende eines Kapitels über ideologische Strukturzerstörung schreibt er: »Dabei ist es nicht per se verwerflich, mehr individuelle Freiheit oder mehr soziale Gerechtigkeit zu fordern, sofern man sich der Beschränkungen bewußt ist [...]«, und es folgt ein Rattenschwanz, den hier zu zitieren der Platz nicht reicht. »Freiheit und Gerechtigkeit!« etwas konkretisiert (Freiheit von was? Gerechtigkeit für wen?), und man hat eine Forderung, die einfach zu vermitteln ist und gegen die sich nur mit großem Aufwand argumentieren läßt. Wer sich vom Obskurantismus der Menschenrechte leiten läßt, verfügt im herrschaftsfreien Diskurs über gute Karten. Es ist unglaublich anstrengend, ihm oder auch nur dem Publikum zu vermit-

teln, warum etwa die Forderung nach Bleiberecht für Flüchtlinge oder die nach Gleichberechtigung für alternative Familienmodelle nicht minder zerstörerisch ist als der Ruf nach der Diktatur des Proletariats.

Die vielleicht größte Stärke jeder rein zersetzenden Ideologie sind jedoch ihre geringen moralischen Kosten. Ihre Zerstörungskraft steht in einem irrwitzigen Verhältnis zu der kaum bis gar nicht vorhandenen Wissensbelastung. Kein zeitgenössischer Linker läuft mehr mit der Mauerpistole durch die Lande. Die Angriffe der Linken richten sich auf die Strukturen gewachsener Gemeinschaften; das ist weder Mord noch Totschlag, auch wenn es zu beidem führen kann. Von den Kinderopfern zerstörter Familienstrukturen bis zu den Gefahren eines gekippten Stadtviertels für seine Bewohner – nie ist der Linke als Täter sichtbar. Die bloß mittelbare Schädigung wird weder von ihm selbst noch von der überwältigenden Mehrheit seiner Mitmenschen in gleicher Weise wahrgenommen, als wäre es eine persönliche Tat. Politisches Handeln verursacht immer auch Schäden. Es wird aber um ein Vielfaches einfacher, wenn diese Schäden einfach so passieren, als wenn sie von einer zurechenbaren Stelle aus angeordnet werden. Der Revolutionär schreitet zum bewaffneten Kampf, der Zersetzer unterminiert die Grundlagen, auf denen die Gemeinschaft beruht. Letzterer ist der Gefährlichere, doch er wird als der Harmlosere wahrgenommen. Es ist viel schwieriger, ihn zu bekämpfen.

Da nun aber die konkreten Ziele das untrügliche Erkennungszeichen des revolutionären Anspruchs sind, gleichsam sein Kainsmal, an welchem ihn auch der dümmste unter den Gegnern sofort erkennt, geht jede politische Bewegung, wenn sie von der Revolution zur Zersetzung übergeht, folgenden Handel ein: Sie erkauft sich eine Tarnkappe um den Preis, die Gestaltung der Zukunft auch nur denken zu können. Adorno und allen, die sich von der Dekadenz eine Erlösung aus dem Grauen der Geschichte erhoffen, ist dies gleichgültig. Das linke Fußvolk, einschließlich des intellektuellen Prekariats, denkt gar nicht so weit, sondern glaubt, daß ihre verbesserte Welt einfach weiter funktionieren würde wie bisher.

Wie steht es mit anderen? Es ist in den letzten Jahren auf der Rechten ein Milieu entstanden, das mit der radikal zersetzenden Linken einige erstaunliche Ähnlichkeiten hat. Sein bereits kennzeichnendstes Merkmal ist, daß es noch nicht einmal wirklich benannt ist. Mit »Widerstandsmilieu« hat es Götz Kubitschek einmal probiert, doch das ist nicht hängengeblieben. Die Feinde reden von »Rechten«, »Rechtspopulisten« oder »Rechtsextremen«. Jedoch existiert jetzt dieses Milieu, das in Deutschland die AfD, die Identitäre Bewegung und eine Reihe neurechter Strömungen und Projekte umfaßt. Wo will es hin? Das weiß es selbst nicht. Es könnte nur eine Richtung angeben, die Verteidigung des Eigenen. Schwer, dagegen zu sein, nicht wahr?

Dieses Milieu ist das Produkt einer vergifteten Öffentlichkeit und an diese angepaßt. Es ist nur möglich in einer Zeit, auf welcher der Zwang zum Weiterfunktionieren des Systems schon deshalb als eine unermeßliche Alternativlosigkeit lastet, weil die Kosten einer Kehrtwende so gigantisch wären, daß niemand sie zu verantworten vermag. Mögen die Kosten des »Weiter so!« noch höher sein, zumindest muß niemand seinen Namen daruntersetzen. In dieser Zeit sind sowohl die Linke als auch die Rechte zu Jokerskesken geworden. Zu Hunden, die Autos nachjagen und gar nicht wüßten, was sie machen sollten, falls sie tatsächlich einmal eines zu fassen bekämen.

Auf der Rechten bedeutet das für den einen eine Abkehr vom Sektierertum nationaler Revoluzzer, für den anderen die Abkehr von der Institutionspflege eines sich in der Technokratie verlierenden Konservatismus. Gewonnen haben beide: endlich, endlich Handlungsfreiheit. Nicht mehr in den berechenbaren Nischen des Systems verrotten. Endlich etwas bewegen. Doch wofür? Nur um das Establishment zu ärgern? Aus Freude am Chaos? Um den Globalisten vor dem unvermeidlichen Großen Austausch noch einmal in die Suppe zu spucken?

Die Antwort liegt in den Kräften, die im Verfall freiwerden. Adorno glaubte, daß diese seiner Wahnvorstellung vom Ende der Vorgeschichte dienstbar sein müßten, das in Wahrheit ein Ende der Geschichten ist. Er glaubte, daß im Verfall diejenigen stark würden, die diesem Leben die Gefolgschaft aufkündigen. Ist das so? Was haben wir zu verlieren? Top, die Wette gilt. Zersetzt, was euch zersetzt! ■

»Heute geht es eher um die Verwaltung des Mangels. Projekte wären: Förderung des sozialen Wohnungsbaus, Unterkünfte für Flüchtlinge, aber dass man damit irgendeine Utopie verbindet, irgendeine Idee, [...] das ist nicht der Fall. Die Utopie schließt dann auch den Zusammenbruch mit ein, der nur so pittoresk sein kann, weil er eine gewisse Fallhöhe hat.«

Philipp Felsch u. Frank Witzel: *BRD Noir*, Berlin 2016.

Literaturhinweise:

Theodor W. Adorno: »Spengler nach dem Untergang«; in: *Der Monat* 20, Mai 1950, S. 115–128;

Manfred Kleine-Hartlage: *Die liberale Gesellschaft und ihr Ende. Über den Selbstmord eines Systems*, Schnellroda 2013;

ders.: *Warum ich kein Linker mehr bin, = reihe kaplaken* 33, Schnellroda 2012;

Alain Soral: »Le politique incorrect comme idéologie de résistance au mondialisme«, *egaliteetreconciliation.fr* vom 23. September 2008.

Nachdenken, verstehen, gehen

von Frank Lisson

Nun: Wir haben noch gar nicht verstanden. Und das gilt wohl für fast alle: Der Mensch unseres Zeitalters hat noch gar nicht verstanden. Was seit dem 21. Jahrhundert nicht nur hierzulande, sondern weltweit gewissermaßen *anthropo-kybernetisch* vor sich geht, und was das Prinzip, das diesem Vorgang zugrunde liegt, berechenbar macht, kann sich auf einen breiten Konsens der Gleichgültigkeit und damit der Zustimmung stützen. Die Bereitschaft, nicht nur das Regime radikal veränderter Wirklichkeiten, sondern auch dessen Kurs durch soziale und politische Konformität zu bestätigen, ist ungebrochen.

Und so läßt das 21. Jahrhundert den Menschen wenigstens *drei* ganz neue Erfahrungen machen: die der Digitalisierung des Lebens, also die der totalen Abhängigkeit des einzelnen von elektronischen Geräten; daraus folgend die der technischen Vernetzung aller mit allem; und zuletzt die der praktizierten Selbstauslöschung der alten europäischen Kulturvölker unter Mißachtung der Tatsache, daß Menschheitsgeschichte Verdrängungsgeschichte ist. Bestand der bisherige Entwicklungsverlauf darin, dem Empirischen eine neue Qualität zu geben, so steht das, was sich im 21. Jahrhundert an Umbrüchen ereignet, in der gesamten Weltgeschichte ohne Beispiel da und trifft die aus historischen Erfahrungen erwachsene Gattung völlig unvorbereitet.

Man bewegt sich in einer *Cloud* des Unfaßbaren, die erst aus erhöhter Distanz als Gebilde überhaupt sichtbar wird. Indessen bemüht sich der politische Mensch, den die mehr als berechtigte Sorge um den Erhalt des eigenen Verbandes sowie der alten Ordnung alle seine Gedanken auf eben dieses Ziel hin dekretiert, das *Verstehen* zu umgehen, es zu ignorieren, ja sich sogar den Willen dazu aus Loyalität und Treue zum Eigenen zu verbieten. Das Verstehen dessen, was momentan mit der Welt geschieht, scheint vielen kaum weniger bedrohlich zu sein als die Szenarien selber. Vielleicht ist hier nach dem Grund zu suchen, weshalb man sich auch und gerade innerhalb der Rechten scheut, die hochkomplexen *Ursachen* der heutigen Verhältnisse tatsächlich verstehen zu wollen.

Die enorme Aggressivität, mit der die zivilgesellschaftlichen Bündnisse jedes zarte Aufblühen ernst gemeinter Gegnerschaft zu zertreten entschlossen sind, zeigt, wie fest im Kollektivverhalten Furcht und Haß gegen diejenigen Lebensentwürfe verankert liegen, die den alten Tugenden anhängen. Hier stehen sich nicht bloß verschiedene Meinungen gegenüber, sondern es kämpfen zwei Zeitalter in Form zweier antagonistischer Ethiken und Prinzipien der uralten moralischen Kategorien von »Gut und Böse« gegeneinander. Beim AfD-Parteitag in Köln demonstrieren vielleicht 50000 Menschen (doppelt so viele, wie die Partei Mitglieder zählt) zwei Tage lang volksfestartig ihre Feindschaft gegen alles, was den angesagten Auflösungsvisionen widerspricht. Fast das gesamte Regime hatte gegen die politische Opposition mobilgemacht und wieder ein-

»O, wonder!
How many goodly
creatures are there here!
How beauteous
mankind is!
O brave new world,
That has such people in't!«
Shakespeare: *The Tempest*.

mal lauthals kundgetan: Das, was ihr erhalten wollt, ist uns ein Greul! Und: Wir lassen uns den Totalumbau dieses Landes und Kontinents auf den letzten Metern nicht mehr nehmen! Euer Deutschland gehört abgeschafft!

Bis heute weigert man sich in rechten Kreisen mit der allen Milieus eigenen Selbstbezogenheit, einmal gründlich und umfassend darüber nachzudenken, *warum* das so ist und was anthropotechnisch oder bewußtseinspsychologisch passiert sein muß, damit ein Volk, eine Kultur von sich weg will und rigoros nach einer Umwertung und Neuinterpretation des eigenen Selbstverständnisses verlangt. Und dort, wo sich tatsächlich einmal jemand um das Verstehen bemüht, wird er auf ein paar griffige Schlagworte reduziert und muß zumeist erst (aufsehenerregend) sterben, um überhaupt beachtet zu werden; und selbst dann gilt diese Beachtung mehr dem »Skandal«, den er durch sein »provokatives Denken« ausgelöst hat, als dem Denken selber. Statt also einmal innezuhalten und das Lot in die Tiefe gleiten zu lassen, erbaut man sich lieber an ordinärer Zustandspolemik oder an dem üblichen, oft erstaunlich naiven parteipolitischen Optimismus einer baldigen Regierungsübernahme. Natürlich ist die Frage: »Was gilt es nun zu tun?« erregender und ansprechender als: »Wie konnte oder mußte es so weit kommen?« Daher so viele Lageberichte und so wenig Analyse. Als ob man es bei dem herrschenden Staats- und Zeitgeistkollektiv bloß mit einem Popanz zu tun habe, der mit einem »vernünftigen Parteiprogramm« zu verscheuchen wäre!

Jedoch beruhen erfahrungsgemäß die meisten politisch motivierten Prognosen auf Fehleinschätzungen menschlicher Funktionsweisen: Man schließt von seinen eigenen Präferenzen und Anlagen auf die aller anderen und hält es folglich nur für eine Frage der Zeit, bis die von einem selber vorhergesagten Ereignisse eintreffen werden. Über 40 Jahre lang hielten eingefleischte Linke den Zusammenbruch der kapitalistischen Welt mit der gleichen Überzeugung für ausgemacht, wie manche Rechte keinen Zweifel an dem baldigen Niedergang oder Zerfall der USA – und heute Europas – infolge von Rassenunruhen hegten.

Die Hoffnung darauf, daß auch das Unwahrscheinlichste eintreffen möge, weil die eigenen Erwartungen danach verlangen, begründet den menschlichen Wunsch nach einem prinzipiell *offenen* Ausgang der Geschichte, worin wiederum der gattungsbezogene Anspruch auf Willensfreiheit, die immer auch die individuelle Handlungsfreiheit unbedingt miteinschließt, seinen Ursprung hat. Folglich tun sich kulturell an einen solchen Freiheitsanspruch gewöhnte Menschen schwer damit, die Ereignislogik kausaler Zusammenhänge wahrhaben zu wollen. Denn der Kern jener Hoffnung besteht eben darin, daß alles auch hätte ganz anders kommen können, was die Möglichkeit eines grundsätzlichen Wandels in die gewünschte Richtung stets offenläßt.

Und doch gibt es überall dort eine erkennbare Logik in der Geschichte, wo mit hoher Wahrscheinlichkeit bestimmte Ereignisse bestimmte Folgen hervorrufen. Als um 1620 die ersten europäischen Siedlungen in Nordamerika gegründet wurden, war die weitere Entwicklung durchaus absehbar. Die Parallelen zur heutigen Situation sind frappierend: Denn auch die europäischen Migranten »flüchteten« damals infolge eines sich bis ins 20. Jahrhundert rapide beschleunigenden Bevölkerungswachstums vor Armut, Unterdrückung und Krieg aus ihrer Heimat nach Übersee, angezogen von der Aussicht auf ein besseres Leben in einem Land, dessen enormer Reichtum an Ressourcen zur Ausbeutung bereitlag. Und ebenfalls waren es die indigenen Völker, welche die Eindringlinge zumeist freudig willkommen hießen, ihnen den Boden bereiteten, mit ihnen gegen andere Stämme paktierten und den Fremden insgesamt allerlei Hilfestellung boten, wodurch sich deren Landnahme und die darauf folgende Verdrängung und Absorption der Indianer samt ihrer Kultur in relativ kurzer Zeit überhaupt erst vollziehen konnte.

Nun heißt Strukturen aufzeigen noch nicht Vorhersagen treffen. Doch in der Natur herrscht durchaus keine Willkür. Evolution ist das Ergebnis bestimmter Regeln, die, hat man sie erst einmal verstanden, Verlaufswahrscheinlichkeiten zulassen. Deshalb war es freilich kein Kunststück, bereits in den frühen 1990er Jahren festzustellen, daß sich die hochindustrialisierten Länder wie Deutschland in einer »demographischen Zwickmühle« befänden, die leicht »zum Verlust ihrer kulturellen

»Die Indianer erwiesen sich ihnen [den Weißen] im ersten Anfang sicher mehr förderlich als schädlich. Es ist mit Recht hervorgehoben worden, wie ihr Vorhandensein das Kolonisationswerk geradezu erleichterte. Sie versahen die Neuankömmlinge mit Lebensmitteln, lehrten sie den Anbau von nützlichen Pflanzen [...], lenkten die Aufmerksamkeit auf günstige Siedlungsplätze, wiesen Wege ins Innere und fanden sich bereit zu einträglichem Tauschhandel. Bald war es der Wunsch nach Unterstützung gegen feindliche Stämme, der zur Annäherung führte, bald eine gewisse kindliche Neugier und Freude an dem mancherlei Neuen der fremden Kultur.«

Friedrich Luckwaldt: *Geschichte der Vereinigten Staaten von Amerika.*

Richard Müller, »Sinnender am Meer«, Radierung
ca. 1900



Identitäten führen« könne, wie etwa Meinhard Miegel prophezeite. Wer die Voraussetzungen kennt, kann auch deren Folgen abschätzen. Vieles ist eine Frage der Biologie, des Verbrauchs von Kräften, sozialer Mutationen. Tatsächlich gibt es so etwas wie eine politische Kybernetik. Mag der Mensch als organischer Apparat auch noch so kompliziert aufgebaut sein, als Gattungsexemplar, das seiner Natur untersteht, ist er ebensolch zu »berechnen« wie jedes andere Tier.

Die wichtigsten Begriffe zum Verständnis dessen, was sich mit hoher Wahrscheinlichkeit durch die Digitalisierung der Welt mit dem Menschen ereignet, haben bereits in den 1950er Jahren Ausnahmemaematiker wie John von Neumann geschaffen. Angesichts der immer kürzer werdenden Intervalle sich ablösender Kommunikationstechniken müsse dieser Prozeß notwendig auf eine Art *Singularität* sich selber reproduzierender Techniken hinauslaufen. Diese Form der Epigenetik könnte freilich auch als Erklärungsmodell für das Verhalten von Kollektiven wie Nationen dienen. Als Zusammenschluß zellulärer Automaten funktionieren menschliche Gesellschaften nicht viel anders als hochkomplexe Ameisenkolonien. Wie groß ist doch der Unterschied zwischen Regelfolgen und Verstehen! Im neuronalen Netz des Gehirns sind grundlegende Denkprozesse zu statischen Mustern codiert, die als Impulsfolgen übertragen werden, etwa wie in einer Partitur Musik codiert ist durch Intervalle zwischen den Noten. Insofern sind *alle* Gesellschaften selbstregulierende Organismen, deren Bezugssystem das eigene, ererbte Programm ist. Im Laufe dieser Dynamik treibt auch der zelluläre Apparat Mensch sein Inneres nach außen, das heißt: er gestaltet seine Umgebung jenem Muster gemäß, das sich als Humantechnik in ihm offenbart. Die Funktionalität seiner Natur wird durch ihn technisch nachgebildet zu einem Lebensraum, in dem Ich und Welt keine Gegensätze mehr bilden. Allein, die gattungsspezifische Flexibilität des Menschen ermöglicht eine solche Mutation nicht nur, sondern fordert sie sogar. Dieser Vorgang *geschieht* mit ihm, wie »Liebe« oder »Lüste« geschehen, und sämtliche lebenswichtigen Instinkte schließen sich diesem Geschehen an, während alle störenden Regungen unterdrückt und als körperfremde Symptome vom Rest bekämpft werden. – Die Illusion individueller Autonomie konnte nur so lange bestehen, wie es dem beobachtenden Subjekt an Transparenz fehlte.

Auch in dieser Hinsicht dürfte sich die gesamte Gattung, allen voran aber der abendländische Mensch, umgewöhnen müssen. Das Potential des Zufalls wird nach und nach aus den kommenden Dingen herausgefiltert, je mehr die Ereignisse und Abläufe digitalen Steuerungen unterliegen. Denn mit fortschreitender Mathematisierung des Lebens werden Mensch und Welt berechenbarer, ohne daß damit von vornherein böse Absichten verbunden wären – vollziehen sich diese Prozesse doch im vollen Einverständnis ihrer Betreiber und Nutzer. Denn nichts von all dem, was sich derzeit an technischen Umbrüchen mit Mensch und Welt ereig-

»Vorgänge, die innerhalb des Nervensystems ablaufen, können [...] teils digitaler, teils analoger Natur sein. [...] Die Gene selbst sind eindeutig Teile eines digitalen Systems von Bausteinen, ihre Wirkung, die jedoch analoger Natur ist, besteht darin, die Erzeugung spezifischer Chemikalien, d. h. bestimmter Enzyme, zu veranlassen, die für das in Frage kommende Gen charakteristisch sind. So bietet dieses Gebiet ein Beispiel für den Übergang vom Digitalen zum Analogen [...].«

John von Neumann: *Die Rechenmaschine und das Gehirn.*

net, geschieht ungewollt. Vielmehr scheint es, als spräche die Gattung sich derzeit erstmals rein aus der Seele und habe folglich jedes Recht, sich über alle Sonderinteressen hinwegzusetzen. Das Gesamtmenschliche aktiviert sich überall dort, wo der einzelne mangels Alternativen nur noch seiner primären Natur gehorchen will.

Wer den Menschen in seinen biologischen Grundstrukturen genauer kennt, kann einschätzen, wie dieser sich in welchen Situationen verhalten wird. Er weiß ihn aufgrund seiner Kenntnisse – also aufgrund der Kenntnisse über sich selber – positiv wie negativ zu manipulieren. Nichts anderes findet täglich statt in einem System, das auf permanentem Informationsaustausch basiert. Die Menschen, die ein solches System erschaffen haben, machen gar keinen Hehl mehr daraus, daß erst der Schwarm, dessen Teil sie sind und sein wollen, in das verlorene Glück einer instinktsicheren Welt zurückführt. Man muß sich schon ganz darauf einlassen, um das geradezu Archaisch-Kollektivierende dieser Subjekt-Objekt-Transformation vollends genießen zu können. Je transparenter ein System, desto mehr Erkenntnisse lassen sich darüber gewinnen. Und je mehr Erkenntnisse über ein System vorliegen, desto berechenbarer ist es. Dabei bildet der einzelne Mensch die kleinste Systemeinheit. Wer also über genügend *Menschenkenntnisse* verfügt, wird die Mechanismen menschlicher Systeme nicht mehr für unberechenbar halten.

Auffällig ist, daß die Erfinder, Gestalter und Motoren des digitalen Weltalters fast ausschließlich weiße Männer angelsächsisch-deutsch-jüdischer Herkunft sind. Kein romanischer, nicht einmal ein ostasiatischer Name findet sich darunter, geschweige denn ein arabischer oder afrikanischer. Auch fehlt es fast gänzlich an Frauen. Diese Männer also heißen Tim Paterson (MS-DOS), Lee Felsenstein (Konstrukteur des ersten portablen Computers), Steve Jobs (Apple), Bill Gates (Microsoft), Larry Tessler (*Human-computer interaction*), Mark Zuckerberg, Mike Schropfer (beide Facebook), Astro Teller (Google X), Sebastian Thun (Google, Erfinder der *Self-driving cars*). Das Phänomen einer solchen Häufung ist kulturpsychologisch vielleicht nicht uninteressant, handelt es sich bei Deutschen und Juden doch um diejenigen »Stämme« mit der traditionell höchsten Selbstmißbilligungsbereitschaft, woraus sich möglicherweise der enorme Eifer erklärt, mit der gerade von diesen beiden Kulturen seit Generationen an der Neuschöpfung der Welt gearbeitet wird.

Sobald man aber weiß, wie ein System funktioniert, und sei es das komplizierteste, verliert es seinen Reiz, denn von nun an ist davon keine Spontaneität, nichts Überraschendes mehr zu erwarten. Alle Abläufe ergehen und erschöpfen sich in Wiederholungen, die aber nur zu bemerken scheint, wer nicht selber Teil jener Mechanismen ist. Die Vorgänge haben sich eingespielt, ihren Rhythmus gefunden, worin sie ihren ureigenen Zweck erfüllen, weshalb die daran Beteiligten auch nicht an sich selber ermüden. Wer heute das Radio oder den Fernseher einschaltet, erlebt das Systematische dieses Regimes in seiner Vollendung: Sämtliche Themen sind bis ins Detail ihrer Behandlung hinein vorhersehbar, der Jargon, die Redensarten, das Phrasengemenge bald jeder betrieblichen Aussage verrät sofort die Absicht ihrer Auftraggeber, Adepten, Mitläufer, Profiteure, Manipulationsmultiplikatoren. Das Geheimnisvolle und Faszinierende einer solchermaßen komplett systematisierten Welt besteht nur noch in der Dynamik jener autoreproduktiven Prozesse, deren verführerisch-bezwingender Natur zur Anpassung an das jeweils Erforderliche sich kaum jemand entziehen kann. Es ist längst zum Merkmal postkultureller Lebentüchtigkeit geworden, sich seinen Platz im medial gesteuerten Daseinszirkus vom Zeitgemäßen oder aktuell Vorgefundenen anweisen zu lassen.

Wer Mensch und Welt *verstanden* hätte, würde an deren Gepflogenheiten gar nicht mehr teilnehmen wollen, weil ihm die Lust für den Sinn und Zweck daran verloren gegangen wäre. Jedes gesellschaftlich engagierte Tun, jeder Aktivismus, besonders im Politischen und Religiösen, setzt das Unverstandene seines Grundes unbedingt voraus. Erst aus dem Unverstandenen und damit Offenen einer Sache erwächst die nötige Motivation, sich daran zu verschenken, sich ihr zugehörig zu fühlen, eben weil man es allein dem Unverstandenen gegenüber bei dieser Emotionalität belassen kann. Das Unverstandene öffnet den Spielraum für Meinungen gleichermaßen, wie das Verstandene ihn schließt. – Nun denn: Gut, daß wir noch nicht verstanden haben. ■

»Möglicherweise ändert die Bevölkerung ihre Einstellungen erst, wenn sich aufgrund ihrer zahlenmäßigen Abnahme, ihrer Überalterung und des zahlenmäßigen Anstiegs nicht integrierter Zuwanderer ihre Lebensbedingungen drastisch verschlechtern. Ob dann allerdings noch Korrekturen des demographischen Gefüges möglich sind, ist ungewiß. Eine überalterte Bevölkerung kann sich unter Umständen nicht mehr nachhaltig verjüngen oder binnen kurzem einen hohen Zuwandereranteil integrieren. Sollten demographische Korrekturen nicht mehr möglich sein, würde die ethische und kulturelle Identität dieser Bevölkerung erlöschen. Ohne Veränderung der derzeitigen Trends dürfte in Deutschland dieser Zeitpunkt in etwa einem Jahrhundert erreicht sein.«

Meinhard Miegel u. Stefanie Wahl: *Das Ende des Individualismus*.

Literaturhinweise:

Friedrich Luckwaldt: *Geschichte der Vereinigten Staaten von Amerika. Erster Band. Die Werdezeit 1607–1848*, Berlin u. Leipzig 1920;

John von Neumann: *Die Rechenmaschine und das Gehirn*, München 1960;

Meinhard Miegel u. Stefanie Wahl: *Das Ende des Individualismus. Die Kultur des Westens zerstört sich selbst*, München 1993.

Politische Paradoxien

von Martin Sellner

Metapolitik ist ein Weg auf einer schmalen Gipfelinie. Auf beiden Seiten drohen Abgründe. Voran geht es nur auf einem »Mittelweg«, der ständig neu ertastet werden muß. Daraus ergeben sich einige Paradoxien. Zwei davon möchte ich in diesem Text vorstellen.

Das erste ist das sogenannte *Political Identity Paradox* und wurde erstmals von Jonathan Matthew Smucker, einem linksradikalen Berkeley-Studenten, benannt und folglich »entdeckt«. Es beschreibt eine grundlegende Problematik: Jede politische Bewegung braucht einen Kern an idealistischen Aktivisten, die sie langfristig tragen. Wenn die Bewegung wirklich oppositionell, also in einer Randposition ist, hat sie einen grundsätzlichen Mangel an Masse, Mensch und Material, der nur mit Idealismus ausgeglichen werden kann. Dieser Idealismus, und mit ihm Mut, Disziplin und Verlässlichkeit, bedarf einer starken Gruppenidentität. Das »Wir«-Gefühl muß die Opfer, die man zu erbringen hat, wettmachen.

Eine starke Gruppenidentität ist allerdings – und hier beginnt das Paradoxon – stets und notwendig exklusiv. Das »Dazugehören« zu einer Clique, ob Bikergang, Hooligan- oder Antifagruppe, ist deswegen so begehrenswert, weil eben nicht jeder dazugehören kann. Kleidung, Verhalten und Jargon markieren eine scharfe Grenze zwischen der elitären Gemeinschaft und »den Anderen«. Diese Grenze erzeugt erst die innere Spannung, die für eine starke Gruppenidentität und dauerhaften Idealismus von Nöten ist.

Doch genau diese starke Gruppenidentität führt auch zu einer Einkapselung der Bewegung. Für eine Bikergang oder Antifagruppe, die keine konkreten politischen Ziele oder Strategien hat, ist das kein Problem. Jede metapolitische Gruppe hingegen muß offenbleiben. Die starke Gruppenidentität verringert aber die Möglichkeiten des Wachstums, der Bildung von Allianzen, der Anschlußfähigkeit und der Einflußnahme, was den politischen Zweck der Gruppe vereitelt. Was die Gruppe für ihr Durchhalten braucht, führt gleichzeitig zu ihrer Isolation. Was ihre Strahl- und Anziehungskraft ausmacht, stößt gleichzeitig diejenigen ab, die noch nicht dabei sind. Das ist das *Political Identity Paradox*.

Smucker führt als Beispiel dafür den Zerfall der großen Massenorganisation SDS (»Students for a democratic society«) in den 1960er Jahren an. Die breite, strukturbasierte, linksradikale Bewegung wurde von der extremistischen und später terroristischen »Weathermen«-Fraktion zerschlagen. Die elitäre Kerngruppe hatte sich von den eigenen Mitgliedern entfernt, die sie aufgrund ihrer liberalen Halbheit verachtete. Diese Verachtung zeigte sich in den »Days of Rage«. Zwischen 8. und 11. Oktober 1969 wollte die elitär-extremistische Fraktion den »Krieg nach Hause bringen« und zog eine Spur der Verwüstung durch Chicago. Mark Rudd, einer der radikalen Sprecher, verkündete in einer Ansprache: »Der SDS ist nicht radikal genug. Er muß sterben.« Er und ein anderer Hundertpro-

»Teile der Gesamtbevölkerung können [dem System] ihre Zustimmung oder Gefolgschaft verweigern, aber das können auch diejenigen, die andernfalls im Namen der herrschenden Elite die staatlichen Institutionen oder Unterdrückungs- und Gewaltssysteme gegen die restliche Bevölkerung in Gang setzen würden. Sharp schreibt: »Organisationen und Institutionen, ... die die notwendigen Machtquellen des Gegners darstellen, heißen »Stützsäulen.« Und, ihm zufolge: »Ohne ihre Unterstützung fällt das Unterdrückungssystem in sich zusammen.««

Iain Atack: *Nonviolence in Political Theory*, Edinburgh 2012.

zentiger gingen sogar so weit, alle Akten und Mitgliederlisten aus dem SDS-Büro in Chicago auf einer Müllhalde abzuladen. Mit dieser elitär-extremistischen Haltung, die folgerichtig in den Terrorismus führte, hatten die »Weathermen«, wie das FBI genüßlich vermerkte, »fast alle Anhänger verschreckt« und ihre eigentliche Schlagkraft zerstört.

Die starke Gruppenidentität ist notwendig, um das habituelle Fehlen von festen Strukturen, Hierarchien und Gehältern auszugleichen. Sie allein ist eine Rückversicherung, stärkt das Vertrauen und schafft den nötigen Zusammenhalt für den politischen Aktivismus. Und so bilden sich abgeschlossene Kreise mit Ritualen, Lebensstil und Wohnprojekten. Diese Kreise präfigurativer Politik wirken auf Neulinge aber oft wie ein »Kulturschock«. Sie erschweren definitiv den Einstieg, oft scheitert er daran sogar, und der Kreis der Vertrauten wächst nicht, obwohl er unter seinem Arbeitspensum ächzt. Die Sympathisanten stehen derweil nicht abgeholt und untätig am Rand.

Smucker empfiehlt einen Ausgleich zwischen *Bonding* und *Bridging*. Ohne starkes *Bonding* und »Wir«-Gefühl fehlt der Gruppe die Kraft für langfristigen Aktivismus. Aber ohne *Bridging*, also Offenheit und Anschlußfähigkeit, verkommt die Gruppe zu einer isolierten Sekte, deren Weg in Gewalt und Terror enden kann.

Das *Political Identity Paradox* zu überwinden, ist deshalb eine der großen Aufgaben der Anführer politischer Bewegungen. Sie müssen die Gruppenidentität fördern, dürfen aber niemals selbst in ihr aufgehen. Das *Bonding* geschieht von selbst, wenn man Aktivitäten jenseits von Aktionen fördert. Das *Bridging* hingegen erfordert ein gezieltes Eingreifen. Die Brücke nach außen muß stehen, der Leiter muß bremsen, wo sich eine elitäre Lust am »Wir selbst« einstellt. Weniger äußerliche Codes als ein gemeinsames Ziel und ein gemeinsamer Wille zur politischen Veränderung sollen den Geist der Kerngruppe bilden. Ein hungrig-politisches, nicht statisch-subkulturelles »Wir«-Gefühl verhindert die Isolation und das Abgleiten in politische Selbstgenügsamkeit.

Das zweite Paradoxon betrifft nicht die Interna, sondern den Aktivismus. Es ist das »Polarisierungsparadox«. Es beschreibt die Notwendigkeit einer metapolitischen Bewegung, in der Provokation die Gesellschaft zu polarisieren und dabei manchmal auch ihre eigene Sympathisantenbasis vor den Kopf zu stoßen. Das Verständnis dieser Dialektik ist besonders wichtig, bedeutet es doch auch das Begreifen des Unterschieds von Partei und Bewegung.

Dazu erst einmal eine Metapher: Die Bewegung hat die Funktion der Axt, die Partei die des Pfluges. Die Bewegung erschließt metapolitisches Land und macht es urbar. Sie wühlt auf und ist disruptiv. Die Partei beackert und bearbeitet das erschlossene Gebiet. Während sie sich stets im Rahmen des Möglichen und Gangbaren bewegt und durch geschickte »Triangulation« die anschlussfähigste Position sucht, muß die Bewegung den Rahmen sprengen.

Die Aufgabe der Partei ist die Gewinnung realpolitischer Macht durch die Maximierung von Stimmen. Ihr Erfolg wird am Wahltag durch den Stimmenanteil verdeutlicht, ihre Forderungen muß sie so anschlussfähig wie möglich formulieren. Das Werkzeug der Provokation sollte von ihr, wenn überhaupt, zur Gewinnung von Aufmerksamkeit angewandt werden.

Die metapolitische Bewegung hingegen sprengt den Rahmen der »Normalität«, in dem die Partei nach Anschlußfähigkeit sucht. Um ihn zu erweitern, muß sie regelmäßig, gezielt und kontrolliert die Grenze des Sagbaren überschreiten. Ihr Element ist die Provokation. Sie ist nur wirksam, wenn sie massenhaft wahrgenommen wird. Die Bewegung muß ausreichend viele Aktivisten und Sympathisanten sammeln, um langfristige Strategien des zivilen Ungehorsams und Kampagnen gegen die *Pillars of support* (Gene Sharp) der herrschenden Ideologie umsetzen zu können.



Der Triumph – Die Erstbesteigung des Matterhorns, Gustave Doré, 1865

Jedoch gibt es in der Mitte der Gesellschaft (insbesondere rechts von ihr) eine prinzipielle, von inhaltlicher Zustimmung unabhängige Gegnerschaft zu politischem Aktivismus: Je stärker eine Bewegung provoziert und polarisiert, desto mehr verliert sie von ihrer Anschlußfähigkeit, die sie wiederum für ihre metapolitische Wirksamkeit benötigt. Damit ist das Paradoxon auf den Punkt gebracht. In ihm zeichnen sich zwei verschiedene Aufgabenbereiche ab.

Da ist zum einen das *Overton window*. Das ist der Raum des Sagbaren, an dessen Mitte sich der Durchschnitt orientiert. Souverän ist heute, wer über den Rahmen des *Overton window* bestimmt und die *Political correctness* durchsetzt. Auch die rechtspopulistischen Parteien müssen sich in ihrer Aufgabe der Stimmenmaximierung diesem Gebaren anpassen. Leider »naturalisieren« viele diese pragmatische Notwendigkeit zur politischen Tugend. Sie verdrängen, daß das gesamte Bezugssystem seit Jahrzehnten nach links gerückt ist. Daß es auf einmal »völkisch und rassistisch« ist, ein ethnisch und kulturell homogenes Land zu wollen, daß Geburtenförderung automatisch unter »Lebensborn«-Verdacht steht, daß wir den Bevölkerungsaustausch und den Status als »Einwanderungsland« als Normalität hinnehmen müssen, daß Kriegerdenkmäler entfernt und die Genderideologie im Lehrplan immer früher angesetzt wird – all das ist Ergebnis der linken Verschiebung des *Overton window*.

Wie können Partei und Bewegung dagegenhalten? Wie verschiebt man dieses Fenster, wenn man keine Deutungshoheit innehat? Das Mittel ist die planmäßige, anschlussfähige Provokation. Der Grenzgang über den Rand des Fensters muß von einer Avantgarde regelmäßig durchgeführt, wiederholt und etabliert werden, und sofern diese Grenzüberschreitungen die zentralen Ressourcen Aufmerksamkeit und Zuspruch der Masse erhalten, führt diese Wiederholung zu Normalisierung und Etablierung. Das, was als »zu extrem« gilt, wird neu verhandelt, und das politische Fenster rückt in die Gegenrichtung. Drei Schritte vor und zwei zurück – das war die Taktik der linksradikalen Fundis und linksmoderaten Realos. Zwischen gezielten Schocks und konzilianter Gemütlichkeit zwangen sie die metapolitische Landschaft Deutschlands nach links.

Die notwendige und überfällige Antwort kann und muß sich derselben Mittel bedienen. Forderungen nach Grenzschließung und Remigration, dem Erhalt unserer ethnokulturellen Identität und einem Ende der Zensur müssen so lange wiederholt werden, bis das *Overton window* wieder in eine gesunde Mitte gerückt ist. Dabei gilt: Die vielen kleinen Vorstöße und Provokationen sind nur effektiv, wenn sie eine große Gruppe aus dem oppositionellen Lager »mitreißen«. Wenn sie keine Sympathisanten mitziehen, sind sie sinnlos. Sie »bespielten« dann nur das Bestehende, was zwar einen Mann (oder eine ganze Redaktion) ernährte, aber nicht die notwendige Lageänderung herbeiführte.

Die »anschlussfähige Provokation« ist der Weg aus dem Polarisierungsparadox. Sie erfordert eine provokante Gelassenheit der aktivistischen Bewegung. Das Ziel kann gar nicht sein, allen und jedem zu gefallen. Frances Fox Piven schreibt in ihrem Buch *Challenging Authority*: »Konflikt ist der Herzschlag sozialer Bewegungen.« Die Polarisierung »zwingt die Menschen, sich zu fragen, wo sie in bezug zu Themen stehen«. Und mehr: »Protestbewegungen drohen, die Mehrheitskoalitionen, die Politiker emsig zusammenhalten wollen, zu spalten. Um mögliche Abgänger aufzuhalten, beziehen Politiker öffentlich neue Standpunkte.« Genau so ist die Übernahme der AfD- und FPÖ-Forderungen durch CDU und ÖVP zu verstehen. Sie ist kein Grund zur Verzweiflung, aber auch kein Grund zum Feiern, sondern zum gestärkten Vorstoß gegen das linkslastige *Overton window*.

Das Phänomen, daß das oppositionelle Lager zwar mit den Ideen der Bewegung, weniger aber mit ihren Aktionsformen sympathisiert, ist dabei so alt wie der politische Widerstand selbst. Man darf keine Angst davor



Die Niederlage – Die erste Tragödie am Matterhorn, Gustave Doré o.J.

haben, auch aus den eigenen Reihen Kritik zu ernten, denn wir befinden uns damit in guter Gesellschaft. Auch die erfolgreichen Polarisierungsstrategien von Martin Luther King und Mahatma Gandhi wurden von befreundeten Zeitgenossen als kontraproduktiv betrachtet. So ging es King nach dem bekannten »Projekt C«, der gezielten Konfrontationstaktik in einer der Hochburgen der Apartheid, nämlich Birmingham. Massive Polizeigewalt und Festnahmen waren provoziert worden, und auch King selbst war in Haft, da er sich einem Versammlungsverbot widersetzt hatte.

Als er seinen bekannten »Gefängnisbrief« schrieb, hagelte es Kritik von seiten der liberalen weißen Unterstützer. »Wir verstehen die Ungeduld der Menschen, die das Gefühl haben, daß ihre Hoffnungen nur langsam realisiert werden«, schrieb eine Gruppe von acht bekannten liberalen Bürgerrechtlern aus Alabama, »aber wir sind überzeugt davon, daß diese Demonstrationen unklug und nicht zeitgerecht sind.« Damit würde King die gesamte »Mitte der Gesellschaft« verschrecken.

Auch Gandhis Widerstand wurde von den Opportunisten seiner Zeit als kontraproduktiv betrachtet. Doch er ist ebenso »kontraproduktiv« wie der Konter im Fußball, der die eigene Abwehr schwächt – also kontraproduktiv aus den Augen des Tormanns. Der Blick des Trainers muß allerdings das Ganze im Auge behalten und erkennen, wo und wann Polarisierung und anschließfähige Grenzüberschreitung geboten ist.

Das Paradox der politischen Identität und der Polarisierung zu verstehen und zu meistern, ist eine tägliche Aufgabe, mit der die »Köpfe« der neuen patriotischen Bewegung meist recht alleine dastehen. Zwischen allen Überlegungen und Abwägungen kristallisiert sich ein einziges klares Gebot heraus: Struktur, Ordnung und Disziplin. Die verschiedenen Teile des Lagers können am besten funktionieren und zusammenwirken, wenn sie ihre verschiedenen Aufgaben im Ganzen verstehen und damit die Notwendigkeit einer klaren Trennung erkennen.

Insbesondere das Polarisierungs-Paradoxon ist eigentlich keines, sondern stellt sich aus einer höheren, strategischen Position als eine Zuweisung verschiedene Aufgabenbereiche dar. Man kann nicht gleichzeitig Parteipolitiker und Aktivist einer Bewegung sein, ebensowenig wie man gleichzeitig Tormann und Stürmer sein kann. Die Provokation durch Überschreitung des *Overton window* und die Gewinnung der mittigen Masse schließen sich aus, müssen aber zusammenwirken. Keiner wird dem Tormann vorwerfen, daß er den Ball in die Hand nimmt, oder dem Stürmer vorhalten, daß er den Strafraum verläßt. Ebenso kann keiner der Bewegung vorwerfen, daß sie polarisiert, eine exklusive politische Identität und provokante Gegenkultur aufbaut, während die Partei die Aufgabe hat, in der so gelockerten politischen Landschaft neue Mehrheiten zu bilden und realpolitische Erfolge zu erzielen.

Die Aufgabe der Parteien und mittig orientierten Zeitungen und *Think tanks* ist es, bei ihrem notwendigen Abholen der Mitte nicht den Zielort zu vergessen. Sie müssen erkennen, wo und wann der Rahmen sich erweitert und wie sie von der Bewegung erschlossene Gebiete rasch sichern und besiedeln. Je weniger Partei und Zeitungen institutionell mit dieser Bewegung vernetzt sind, desto erfolgreicher ist das möglich. Die klare Trennung und Arbeitsteilung ermöglicht erst ein metapolitisches Zusammenwirken und eine effektive Solidarität im Falle der Dämonisierung und Repression.

Lassen sich Partei und Co. jedoch von dem Polarisierungsparadox ins Bockshorn jagen, indem sie die abschreckende Wirkung der Provokation als Grund nutzen, um sich rasch bei der Mitte anzubiedern, sind sie zu Agenten des Linksrucks geworden. Diese Katastrophe kann nur verhindert werden, wenn die kurzsichtigen Egoisten in beiden Lagern, die nur ihre Rolle, nicht aber das Spiel verstehen, nichts zu melden haben. Ordnung und Struktur müssen einkehren, um die neue patriotische Bewegung durch die Meerenge der politischen Paradoxien zu schiffen. Nur wenn sich in allen Gruppen, Parteien und Bewegungen eine neue, metapolitische Elite durchsetzt und jeweils die Opportunisten und Extremisten, Visionslosen und Anarchisten entmachtet, kann das große Werk gelingen. Für die gemeinsame Arbeit an diesem Ziel ist ein zumindest indirekter, intellektueller Austausch notwendig. Meine Überzeugung ist, daß dieser um so besser funktioniert, je klarer sich jeder seiner Aufgabe und Funktion bewußt ist, kurz: je mehr der Tormann Tormann und der Stürmer Stürmer ist. ■

»Die üblichen Verfahrenswege gewählter, repräsentativer Institutionen bieten bestenfalls einen verschlungenen und hinderreichen Pfad für öffentliche Einflußnahme – wenn überhaupt.«

Frances Fox Piven:
Challenging Authority.

Literaturhinweise:

Frances Fox Piven: *Challenging Authority. How Ordinary People Change America*, Lanham 2006;

Gene Sharp u. Joshua Paulson: *Waging Nonviolent Struggle. 20th Century Practice and 21st Century Potential*, Boston 2005;

Jonathan Matthew Smucker: »Das Paradox der politischen Identität«; in: Andrew Boyd u. Dave Oswald Mitchell (Hrsg.): *Beautiful Trouble. Handbuch für eine unwiderstehliche Revolution*, Freiburg 2014, S. 183ff.

Querfrontpotential? Populismus bei Mouffe und Laclau

von Benedikt Kaiser

Es ist ein Dr. Ingo Elbe, der seit geraumer Zeit bei linken Seminaren über den »faschistischen Rechtsphilosophen« Carl Schmitt desinformiert und dabei ausführt, daß dessen kritische Relektüre von »links« nicht fruchtbar gemacht werden könne, wolle man sich nicht selbst mit menschenfeindlichem Gedankengut kontaminiert sehen. Und so war es nur eine Frage der Zeit, bis Elbe, Privatdozent an der Universität Oldenburg, Chantal Mouffe (geb. 1943) und Ernesto Laclau (1935–2014) zu seinen persönlichen wie ideenpolitischen Gegnern innerhalb des – im weitesten Sinne – eigenen Lagers stilisieren mußte. Denn wie etwa zahlreiche Autoren des postmarxistischen Traditionsverlags Merve vor ihnen haben auch die linken Denker Mouffe und Laclau Schmitt als politischen Theoretiker entdeckt, als Fundgrube für eine gegenwarts- und zukunftsbezogene Kritik der liberaldemokratischen Misere. Schlimmer noch: Laclau und Mouffe sehen daneben in der linken Abkehr vom »Volk« eine Gefahr, ja affirmieren gar einen Populismus des einfachen Volks gegen das aufzubrechende Kartell aus politischer und wirtschaftlicher Oligarchie. Entsprechend aufgeschreckt reagiert die antifaschistische Geistige-Hygiene-Fraktion um Dr. Elbe. In einer Veranstaltung der linksparteinahen Rosa-Luxemburg-Stiftung mit dem Titel »Die postmoderne Querfront« griff Elbe im Juni Laclau und Mouffe als Vordenker des Linkspopulismus an, als »Irrationalisten« mit Schmitt im Handgepäck, als »ideologische Querfront«. Querfront! – Kein Vorwurf könnte aus Elbes Mund (oder Feder) schlimmer sein, gilt doch der mit diesem Stigma versehene Linke in den Augen der ideologischen Szenepolizei als Abweichler, als fortan nicht mehr zitierfähig, als Subjekt, das enttarnt werden muß. Ganz in diesem Sinne arbeitet Elbe, dies nur am Rande, derzeit an einem Projekt mit dem Titel »Die postmarxistische Querfront – Chantal Mouffes Theorie des Politischen als Sozialphilosophie des autoritär-masochistischen Charakters«.

Nun ist Elbe hierzulande nicht der einzige linke Aktivist oder Theoretiker, der sich am Duo Laclau/Mouffe abarbeitet; vielmehr gehört ostentatives »Linkspopulismus«-*Bashing* (ob nun gegen Laclau/Mouffe oder gegen ein realpolitisches linkes Tandem namens Wagenknecht/Lafontaine) zum guten Ton einer betont urbanen, kosmopolitischen und emanzipatorischen Linken von *Jungle World* bis zu Linksparteinetzwerken wie dem »Forum Demokratischer Sozialismus« oder dem Gros der parteieigenen Jugendverbände. Linker Antilinkspopulismus ist dabei zuvorderst eine bundesdeutsche Domäne, während speziell in Südeuropa die Strömungen der politischen Linken versuchen, Laclaus und Mouffes Analysen in politische Praxis zu übersetzen. Doch was macht sie zur Zielscheibe betont »volksferner« linker Kreise, wieso werden sie unter »Querfront« subsumiert, wo immer der Vorwurf mitschwingt, die politische Rechte zu begünstigen? Was ist Populismus in diesem Sinne, wo liegen die ideellen Wurzeln, der metapolitische Mehrwert, tatsächliche Anknüpfungspunkte?

»Unter anderem mit Rekurs auf Laclau/Mouffe bildet sich derzeit weltweit auf akademischer und politischer Ebene eine ideologische Querfront, eine ›productive convergence of the far Right and the far Left‹, wie es eine amerikanische Philosophin [gemeint ist Banu Bargu] mit begeisterter Zustimmung ausdrückt. Akteure, Elemente und Argumentationsstrategien dieser Querfront werden im Vortrag kritisch diskutiert.«

Aus einer Vortragsankündigung des Helle Panke e.V. und der Rosa-Luxemburg-Stiftung für den 20. Juni 2017, helle-panke.de.

»Populismus ist in seiner Geburtsstunde die Revolte derjenigen, die vom herrschenden Diskurs ausgeschlossen sind.«

Bernd Stegemann: *Das Gespenst des Populismus*.

Laclau, argentinischer Politikprofessor zuletzt in Essex, wie auch seine Ehefrau Mouffe, belgische Philosophin mit Lehraufträgen u. a. in London, stammen aus einer undogmatischen marxistischen Richtung, die sich stark am italienischen Denker Antonio Gramsci orientiert. Dabei haben sich die historischen und ökonomischen Rahmenbedingungen, in denen Laclau und Mouffe arbeiten, im Vergleich zu denen ihres geistigen Ahnen gänzlich geändert. Der intellektuelle Kopf der italienischen Kommunisten agierte noch im direkten Widerstand zum Faschismus (und seinem »Beiwerk« in Form der Monarchie) und versuchte, eine breite, volksnahe, *populare* Allianz (oder, mit einem Terminus Laclaus/Mouffes: »Äquivalenzkette«) gegen diese »reaktionäre« Doppelherrschaft aus *Duce* und König zu formieren. Laclau und Mouffe sehen sich demgegenüber mit dem allumfassenden Regime des technokratischen, volksfernen, bisweilen abstrakten Neoliberalismus konfrontiert, dem sie – in Anlehnung an Gramscis *populare* Allianz – eine Theorie des neuen Populismus entgegenstellen wollen.

Dabei folgen sie zunächst der »typisch« populistischen Dichotomie Volk versus Elite, drücken es aber terminologisch gewendet als »Anrufung der Subalternen gegen die Machthaber« (Laclau) aus – und werfen orthodox marxistisch-leninistischen Ballast über Bord. Angehöriger des Volkes ist hier jeder, der sich qua Engagement im gemeinsamen Streben (im Regelfall gegen die herrschende »Oligarchie«) zu ihm bekennt. Wie bei Gramsci erfolgt die Volksgenese also gewissermaßen voluntaristisch, nicht über Abstammung; der *Populus* ist daher – ähnlich wie bei Hegel – schlichtweg das organisierte Volk. Für dieses Volk soll das »Projekt einer radikalen und pluralen Demokratie« im Zeichen einer »Reformulierung der sozialistischen Ideale« entworfen werden; Ideale, die durch den realen Sozialismus des »Ostblocks« ebenso desavouiert wurden wie durch ähnliche Experimente in Asien. Der Entwurf Laclaus/Mouffes, der sich von orthodox-marxistischen Auffassungen ebenso freimacht wie von »postmodernen« linken Entwicklungen, ist dementsprechend nicht »ganzheitlich« oder »total« wie noch derjenige Lenins oder Maos. Laclau und Mouffe wollen die »radikale Demokratie«, der eine »sozialistische Dimension (die Abschaffung kapitalistischer Produktionsverhältnisse)« innewohnt; sie negieren aber die »Vorstellung, daß aus dieser Abschaffung notwendig die Beseitigung anderer Ungleichheiten folgt«, wie sie in ihrem gemeinsamen Standardwerk *Hegemonie und radikale Demokratie* schreiben. Die parlamentarische Demokratie soll erhalten bleiben, aber – mit einem stark linksgewendeten Schmitt – vor der Allmacht des wirtschaftlichen Liberalismus und seiner Oligarchen zugunsten der »Subalternen«, also der breiten Schichten eines Volkes, geschützt werden, indem das Prinzip der Volkssouveränität zurück in seine Rechte gesetzt wird. Es geht daher bei diesem linkspopulistischen Konzept um die »Demokratisierung von Demokratie« (Oliver Marchart) gegen die universale Hegemonie eines nur kleinen Kreisen nützenden Neoliberalismus. Es geht um die linke Wiederaneignung von emotionalen Konzeptionen wie dem Mythos-Stimulans Georges Sorels, um die Versöhnung von sozialistischen Idealen und pluralistischer Demokratie, ferner in gewissem Sinne um ein neuerliches »Ins-Volk-Gehen« der Linken und eine Akzeptanz des politischen Gegners als Gesprächspartner – womit zugleich die wesentlichen Kritikpunkte der antipopulistischen Linken skizziert sind.

Es ist an dieser Stelle nicht notwendig, die einzelnen, komplexeren Ideenlinien nachzuzeichnen, die das postmarxistische Werk Laclaus und Mouffes prägen. Entscheidend für die Stiftung eines linken Populismus, entscheidend also für den Kontext des »Querfront«-Vorwurfs sind allein folgende drei Aspekte:

1. erkannten beide als erste linke Denker der Gegenwart an, daß die Linke die emotionale Sphäre wieder betreten müsse. Man könne, so Mouffe treffend in ihrer Schrift *Agonistik*, nicht Politik betreiben, »ohne ›Leidenschaften‹ als treibende Kraft auf dem Feld der Politik zur Kenntnis zu nehmen«. Diese unumstößliche Tatsache wurde in der rein rationalistisch bis intellektualistisch geprägten Linken lange ignoriert; auch weil man sich nicht direkt oder indirekt der Gefahr aussetzen wollte, mit dem »Stammtisch« zu kooperieren, ja zu »volkstümelnd« zu sein.

»Alle terminologischen Innovationen, die der Leninismus und die Komintern in den Marxismus einführen, gehören zum militärischen Vokabular [...]; keine bezieht sich auf die Strukturierung der sozialen Verhältnisse selbst, der sich später Gramsci mit seinem Begriff des historischen Blocks, des integralen Staates und so weiter widmen sollte.«

Ernesto Laclau u. Chantal Mouffe: *Hegemonie und radikale Demokratie*.

»Mobilisierung erfordert Politisierung, aber Politisierung kann es nicht ohne konfliktvolle Darstellung der Welt mit gegnerischen Lagern geben, mit denen sie sich identifizieren können.«

Chantal Mouffe: *Über das Politische*.

»Schließlich gelangt der Populismus zu neuer Aktualität aufgrund der Krise des Nationalstaats und durch den Zusammenbruch des fordistischen Kompromisses, der es fast ein ganzes Jahrhundert lang gestattet hatte, sozialen Frieden im Austausch gegen den wachsenden Wohlstand des Mittelstandes zu erkaufen. Die Krise des Nationalstaats drückt sich heute durch eine zweifache Einschränkung seiner Souveränität aus: Einschränkung von oben durch das Phänomen des sozialen Aufschwungs und durch die Zwänge transnationaler Strukturen, die sich aus der Globalisierung ergeben; und Einschränkung von unten durch das Aufblühen neuer sozialer Bewegungen, durch die Identitätsansprüche und gelegentlichen Rivalitäten ethnischer Gruppen.«

Alain de Benoist: »Populismus«; in: *Junge Freiheit* vom 18. Februar 2000.

»Podemos versteht sich als neuartige, im wörtlichen Sinne populistische Partei, die sich sowohl von traditioneller linker Rhetorik als auch von etablierten Politikformen fernhält.«

Oliver Nachtwey: *Die Abstiegsgesellschaft*.

2. betont Mouffe, daß Konsensbestrebungen linker Kräfte oder die Leugnung der Schmittschen Freund-Feind-Scheidung apolitisch seien. Das Anerkennen des Vorhandenseins eines realen Gegners sei zentral, und dieser müsse entsprechend herausgestellt werden.

Diese Kritik richtet sich implizit an die tonangebende postmoderne Linke, die etwa die Dichotomie »Wir da unten« gegen »Die da oben« für mindestens regressiv, bisweilen sogar für strukturell antisemitisch hält und davor warnt, im politischen Kampf gegen den »abstrakten« Kapitalismus konkrete Gegner zu benennen oder zu »personalisieren«, etwa im Zuge einer kritischen Auseinandersetzung mit der Bankierskaste o. ä.

3. wird klargestellt, daß die Unterschiede innerhalb des herrschenden Machtkartells der etablierten Parteien nur marginal seien. Es gebe in Zeiten des neoliberalen Kapitalismus keinen fundamentalen Dissens mehr zwischen den einzelnen politischen Lagern, und daher »versuchen sie, ihre Produkte mit Hilfe von Werbeagenturen durch cleveres Marketing zu verkaufen«, so Mouffe in der Schlüsselchrift *Über das Politische*. Gegen diese Entpolitisierung im Gefolge des herrschenden Zeitgeistes will Mouffe daher die hier unter »Erstens« und »Zweitens« genannten Aspekte zurück in das Politische bringen: Leidenschaft und Polarisierung breiter Schichten gegen eine die Volkssouveränität negierende Macht der Technokraten und Kapitalisten.

Linkspopulismus im Sinne Laclaus/Mouffes ist also – zusammengefaßt – eine politische Richtung, »die eine Sammlung unterschiedlicher Elemente subalternen Klassen anstrebt oder realisiert; sie versucht, die herrschenden politisch-ökonomischen Führungsgruppen anzugreifen (abzulösen), um sozial gerechtere, national-souveräne, demokratisch-selbstbestimmte Politiken in Angriff zu nehmen«. Diese Definition, die in *Z. Zeitschrift Marxistische Erneuerung* (Sept. 2016) von Dieter Boris mit kritischem Wohlwollen formuliert wird, trifft im wesentlichen zu; sie muß gleichwohl zwingend um die Dimension der Gefühlsebene ergänzt werden.

Daß in diesem Ideenkonglomerat Laclaus/Mouffes Querfrontpotential aufscheint, ist nicht nur antifaschistischen Akteuren aufgefallen. Alain de Benoist bezieht sich bei seinen Arbeiten zum Themenkomplex des Populismus zwar vor allem auf den antiliberalen linken Philosophen Jean-Claude Michéa, der an einem *Populisme transversal*, einem Querfrontpopulismus also, arbeitet, weiß sich mit Laclau/Mouffe aber in wesentlichen Punkten einig: Wie bei seinen linken Gegenspielern vertritt auch er das Prinzip aktiver Staatsbürgerschaft, teilt auch er den Sinn fürs Gemeinwohl und gemeinsame Werte, ferner die instinktive Abneigung gegen Finanzkapitalismus und allumfassende Marktlogik, sieht auch er ein dauerhaftes *Revival* des Populismus als politisches Konzept. Benoists Populismus wendet sich gegen die Bevormundungspolitik der Etablierten, die nur dann nach »mehr Demokratie« rufen, wenn es in ihrem Sinne erscheint. Die Verunglimpfung des Populismus durch ebendiese Etablierten, ihr »Antipopulismus«, die letztendliche Geringschätzung für Demokratie und den Souverän (das Volk): All das nähre die Genese neuer Populisten. Solange die Herrschenden also handeln, wie sie handeln, so lange wird es populistische Erscheinungen geben, die Benoist fruchtbar machen möchte gegen das herrschende Kartell.

Alain de Benoists Populismus-Theorie ist dabei mit derjenigen von Laclau/Mouffe ideenpolitisch bis zu einem bestimmten Punkte kongruent, obwohl die genannten Denker aus verschiedenen Lagern und geistesgeschichtlichen Milieus stammen. Der wohl entscheidende Unterschied zwischen dem neurechten Vordenker Benoist und den linksorientierten Populisten ist letztlich, daß Benoist davon ausgeht, eine direktere Demokratie (anstelle der jetzigen repräsentativ-liberalen) setze *a priori* voraus, was Laclau/Mouffe leugnen: Die »Existenz eines relativ homogenen Volkes«, »das sich dessen bewußt ist, was es eigentlich ist«, wie Benoist bereits 1986 in seiner Monographie zur *Demokratie* artikuliert. Laclau/Mouffe wollen ein »Volk« konstruieren, das sich in gemeinsamen gesellschaftlichen Kämpfen (z. B. gegen eine volksferne Elite) aus sozialen Gruppen und Einzelpersonen breiter Schichten konstituiert; Benoist demgegenüber weist darauf hin, daß es von Geburt an ein »Schon-Vorhande-



nes« gebe, »einen Hintergrund, der den Rahmen bildet für die Konstruktion des Selbst« – eben ein Volk nicht nur im Sinne von *Demos*, sondern auch (aber wiederum nicht ausschließlich) im Sinne von *Ethnos*.

In der gegenwärtig herrschenden (Un-)Ordnung der Europäischen Union und der entpolitisierten Technokratie des Liberalkapitalismus sieht Alain de Benoist nun die Stunde des Volks, ja die Stunde des Populismus gekommen; er formiere sich als »Bewegung neuen Typs« (so die Bezeichnung in seiner neuen Schrift *Le Moment populiste*), als Revolte des Volkes gegen die *Classe dirigeante* – die herrschende politische Klasse –, als Revolte der Gemeinschaftsbefürworter gegen die liberale Hegemonie und ihre individualistischen Paradigmen, als Revolte der Globalisierungskritiker – ob links oder rechts – gegen die »Globalisten« jeder Couleur. Wie Laclau/Mouffe sieht Benoist den populistischen Moment auch deshalb gekommen, weil die Völker nicht mehr länger akzeptieren, daß das Ideal der liberalen Ordnung in seinen realpolitischen Konsequenzen »Regieren ohne das Volk« oder aber, wie in einigen Mitgliedsstaaten der EU, sogar »Regieren gegen das Volk« bedeutet.

In Spanien ist dieses diffuse Gefühl für die Establishmentpraxis des Gegen-das-Volk-Regierens besonders stark, und Spanien ist denn auch das Land, in dem die Ideen Laclaus und Mouffes stark rezipiert werden. Neben Fachfragen (Ausrichtung der spanischen Politik auf Immobilien- und Baubranche, Austeritätspolitik, Massenarbeitslosigkeit) setzt Podemos bewußt auf populistische Theorie und Praxis. Die Partei um Pablo Iglesias vertritt seit 2014 zugespitzte Positionen in bezug auf die »Kasten« der Politiker und der ihnen hörigen Journalisten, die abgehoben vom »Volk« agierten und durch Korruption und Kleptokratie gekennzeichnet seien. Der Begriff der »Kaste« ist dabei elementarer Bestandteil der Podemos-Verlautbarungen; er wirkt integrierend auf Unzufriedene jeder Couleur und jeder gesellschaftlichen Schicht, die aus ganz unterschiedlichen Motiven die Machenschaften des herrschenden Blocks ablehnen und sich in dieser Ablehnung gemein mit vielen anderen Menschen wissen.

Inigo Errejón, Politikwissenschaftler und »Nummer zwei« von Podemos nach Iglesias, ist verantwortlich für die Wahlkampfstrategien der linken Populisten; er beruft sich dabei namentlich auf Ernesto Laclau und Chantal Mouffe. Errejón befindet populistische Markierungen wie zu erreichende »echte Demokratie« (als Gegenbild zur derzeit herrschenden) oder eben die abgehobene »Kaste« für unverzichtbar; die »leeren Signifikanten« (Laclau/Mouffe) würden benötigt, um einen gemeinsamen Bezugspunkt aller Unzufriedenen und Ausgeschlossenen – in linker Diktion: aller »Subalternen« – zu schaffen.

Wie im Falle von Jean-Luc Mélenchon und seiner »Linksfront« in Frankreich versucht auch der Linkspopulismus Marke Podemos, positive Bezugnahmen auf Patriotismus und Vaterland in das moderne linke Programm zu integrieren. Damit eckt man aber im weiteren linken Spek-

Ernesto Laclau und
Chantal Mouffe

»Populistische Politik im Sinne von Podemos bedeutet daher nicht in erster Linie die strategische Organisation und Durchsetzung von Interessen, sondern ihre Umformung zu einer neuen, links-nationalen Identität. Die tatsächlichen Bedürfnisse und Hoffnungen von abhängig Beschäftigten, von Arbeitslosen und Obdachlosen werden diesem politischen Denken tendenziell zur bloßen Knetmasse, aus der sich eine neue, mehrheitsfähige Einigkeit formen läßt.«

Felix Breuning: »Neues Volk mit alten Feinden«; in: *Jungle World* vom 23. März 2017.

»Wir müssen eine gemeinsame Bewegung schaffen, die Rechte und Linke zusammenbringt, um die reiche Elite zu bekämpfen.«

Robert B. Reich im Gespräch mit Thomas Schulz; in: *Der Spiegel* 32/2016.

»So zeichnet sich der tatsächliche Frontverlauf langsam ab. Er liegt nicht mehr zwischen der offenen Gesellschaft und ihren Feinden, sondern er verläuft zwischen der globalen Macht des Kapitals und den Menschen.«

Bernd Stegemann: *Das Gespenst des Populismus*.

Literaturhinweise:

Alain de Benoist: *Demokratie. Das Problem*, Tübingen 1986;

ders.: *Wir und die anderen*, Berlin 2008;

ders.: *Le Moment populiste. Droite-gauche, c'est fini!*, Paris 2017;

Alberto Garzón u. Inigo Errejón: »Im Zweifel Populismus. Gespräch über Podemos und die Gefahren populistischer Politik«; in: *Luxemburg* 2/2015;

Ernesto Laclau u. Chantal Mouffe: *Hegemonie und radikale Demokratie. Zur Dekonstruktion des Marxismus*, 5. Aufl., Wien 2015;

Oliver Marchart: »Äquivalenz und Autonomie. Vorbemerkungen zu Chantal Mouffes Demokratietheorie«; in: Chantal Mouffe: *Das demokratische Paradox*, 2. Aufl., Wien 2015;

Jean-Claude Michéa: *Notre ennemi, le capital. Notes sur la fin des jours tranquilles*, Paris 2017;

Chantal Mouffe: *Agonistik. Die Welt politisch denken*, Berlin 2014;

ders.: *Über das Politische. Wider die kosmopolitische Illusion*, 5. Aufl., Frankfurt a.M. 2015;

Oliver Nachtwey: *Die Abstiegsgesellschaft. Über das Aufbegehren in der regressiven Moderne*, Berlin 2016;

Karin Priester: *Rechter und linker Populismus. Annäherung an ein Chamäleon*, Frankfurt a.M. 2012;

Bernd Stegemann: *Das Gespenst des Populismus. Ein Essay zur politischen Dramaturgie*, 2. Aufl., Berlin 2017.

trum – inner- und außerhalb Spaniens – durchaus an und sorgt für Ausfransungen am linken Rand, die die Gefahr sehen, vorhandene Unzufriedenheit potentiell »rechts« oder »links-national« aufzuladen.

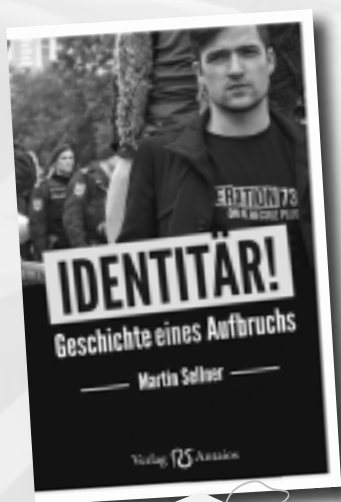
Mit Laclau zeigt sich auch Errejón in einem Interview in der Zeitschrift *Luxemburg* selbst unsicher, wie »man von der Unzufriedenheit, von dem unterschiedlichen Leid, zu einem gemeinsamen Willen« kommen könne. Doch mit Mouffe verweist er auf die faktische Notwendigkeit, eine neue Dichotomisierung im Sinne einer Aufspaltung von »Wir« und die »Anderen« herbeizuführen bzw. zu verstärken. Der weitere Weg der Laclau/Mouffe-Anhänger ist dabei aber noch nicht festgelegt. Errejón versucht mittlerweile im Sinne Michéas (»Nicht links, nicht rechts, sondern transversal«) oder Robert B. Reichs auszugreifen, was den prompten Widerspruch radikaler Linker findet.

Eine weitere Herausforderung des von Laclau und Mouffe inspirierten Linkspopulismus, wie er von Mélenchon in Frankreich oder Iglesias in Spanien verkörpert wird, ist die Diskussion darüber, wer nun eigentlich »das Volk« oder die »Volksklassen« darstellt, mit denen man gemeinsam gegen »die da oben« zu agieren gedenkt. Es ist dies ein genuin linkes Problem, mit dem sich kaum ein rechter Populismus konfrontiert sieht, da im rechten Beritt überwiegend Klarheit darüber herrscht, wer zum Volk gehört und wer nicht. Die Linke hat den Nachteil, daß sie ihre eigene Vorstellung von »Volk« erst auszudiskutieren hätte, was dadurch wesentlich erschwert wird, daß weite Teile der Linken an diesem Diskurs Desinteresse zeigen, weil man die bloße Gefahr einer Annäherung an rechte Positionen absolutsetzt. Der »volksnahe« oder »popular-nationale« (Gramsci) Flügel des Linkspopulismus, der sich positiv auf »Volk« oder »Nation« und auf einen gemeinsamen Kampf gegen die Nomenklatura bezieht, wird daher bereits aufgrund der bloßen Verwendung dieser (eigentlich mit Inhalten zu füllenden) Reizwörter immer wieder in die Nähe der »Querfront« gerückt und politisch bekämpft.

Diese verschiedenen Blockaden für einen linken Populismus, die speziell ja in Deutschland zu verzeichnen sind, ändern nichts an der Tatsache, daß einige thematische Anliegen von Laclau und Mouffe bedenkenswert erscheinen, etwa der Kampf gegen die enorme Machtkonzentration (wirtschaftlicher und politischer Natur) oligarchischer Strukturen auch in Westeuropa; die Beanstandung neoliberaler Totaldurchdringung aller gesellschaftlichen Teilbereiche; die prinzipielle Gegnerschaft zu einem individualistischen Regime, in dem jede Person nur noch als »Unternehmer seiner selbst« (Michel Foucault) verstanden wird; schließlich die Ablehnung der neoliberalen *Pensée unique*, der alternativlosen Logik des Marktes und seiner politisch folgsamen Akteure der großen »Mitte«-Parteien, ob sie nun christ- oder sozialdemokratisch auftreten. Diese Anliegen können seitens der deutschsprachigen rechten Intelligenz schadloos und ohne wirkmächtige Konkurrenz adaptiert werden, da die hiesige »verweltbürgerlichte Linke« (Wolfgang Streeck) die Stunde des Populismus aus ideologischen wie moralischen Motiven heraus unbeachtet verstreichen lassen wird. Doch diese Stunde rückt näher: Um so abgehobener von den Belangen des »einfachen Volkes« und um so lebensferner sich die herrschende Klasse stilisiert, um so stärker wird die Gegenbewegung in Richtung einer neuen Suche nach Verwurzelung und Verortung, nach sozialer Fürsorge und solidarischer Gemeinschaft in einem wahrhaft demokratisch strukturierten Ganzen ausfallen. Die populistische Zuspitzung – ob im Sinne Laclaus/Mouffes oder auch Benoists – beschleunigt hierbei nur das Entstehen von Bewußtsein für diese Prozesse, für die Kluft zwischen »Volk« und »Elite«; sie löst diese Entwicklungen nicht aus.

Wenn die Populismus-Forscherin Karin Priester in ihrer Studie *Rechter und linker Populismus* recht hat, daß sich die grassierende »populistische Revolte« vor allem gegen einen (kastenartigen) Komplex des Staats richtet, »der sich hinter einem Wall verschanzt hat«, dann werden es kämpferisch-konservative Akteure sein müssen, die diesen Wall niederreißen. Die deutsche Linke wird überwiegend abseits stehen und elaborierte Diskurse führen, die alles sind, aber nicht popular, volksnah, volkstümlich – oder eben populistisch. Ideen von Ernesto Laclau und Chantal Mouffe sind im deutschsprachigen Raum für metapolitische Theorie und Praxis also noch fruchtbar zu machen. Dank Ingo Elbe und Co. wird die politische Rechte dabei konkurrenzlos sein. ■

Identitäres Paket



16 €

Martin Sellner
IDENTITÄR!
Geschichte eines Aufbruchs
280 S., brosch., illustriert

Identitär! stammt aus der Feder von Martin Sellner, dem Strategen und Kopf der Identitären. Es ist die sehr persönlich erzählte Geschichte eines Aufbruchs: Sellner nahm die ersten, spektakulären Aktionen der französischen *Génération Identitaire* wahr, er fuhr nach Frankreich zu einem ersten Kongreß, er überführte das Internet-Gebilde »Identitäre Bewegung« in ein realexistie-

rendes Aktionsbündnis, und er entwickelte die IB entlang der *Regime-change*-Strategien von Gene Sharp und Srđa Popović – Martin Sellner ist der charismatische Vordenker einer Bewegung, deren Durchbruch bevorsteht. Sein Buch ist der erste umfassende Bericht vom fulminanten Aufbruch der Identitären Bewegung.

Mario Müller
KONTRAKULTUR

340 S., brosch., umfangreich bebildert
Umschlag in gelb und in schwarz

Identitäre sind in ganz Deutschland aktiv – im Berliner Wedding, in Oberbayern, in Dresden, im Ruhrpott, in Schwaben, in Rostock, überall – und in Halle/Saale. Dort hat die wohl stärkste deutsche IB-Gruppe das erste identitäre Hausprojekt verwirklicht.

Von »Aktion« bis »Zentropa« – Mario Müller fächert eine Kontrakultur auf, die kein Theoriegebäude, sondern schillernde Viel-

falt ist, ein Kosmos aus Lektüre, Filmen, Bildern, Kleidung, Verhaltenskodex, Musik, Typen und Geschichte, eine mitreißende Mischung für alle, die ihr Land nicht verlorengeden möchten.

Über 300 Schlagwörter umreißen das Selbstverständnis der IB, praktische Beispiele und Handreichungen zeigen, wie die »erste Reihe« grundsätzlich und in besonderen Lagen reagiert.



16 €

Doppelpack! – Bestellen Sie Müllers und Sellners Bücher samt exklusivem Stoffbeutel für zusammen nur 29 €.



Verlag  Antaios

Rittergut Schnellroda · 06268 Steigra

Tel: (034632) 90 4396 · Fax: (034632) 90 4397 · e-Post: vertrieb@antaios.de
www.antaios.de

Look/ist/sein

von Ellen Kositza

Lookism/Lookismus wäre nach meinem Dafürhalten die Annahme, daß das äußere Erscheinen *ein* Indikator für die Beurteilung eines Menschen sei. Ein erster Anhaltspunkt, ein revidierbares Vor-Urteil.

Als Lookistin pflege ich vom Äußeren einer Person erste Rückschlüsse auf ihr Temperament, ihren Charakter, ihre Interessen vorzunehmen. Ich gehe dabei nicht systematisch vor. Es gibt keinen Vorsatz und kein Raster. Ich beobachte nur gern. Ich bin »äußerlichkeitssensibel«.

Einer trägt Dutt. Eine hat dichte Haare auf dem Arm. Einer hat einen Stiernacken. Eine trägt vorkonfektionierte Risse in den Jeans. Einer stopft das Hemd in die Hose, der andere trägt es flatternd darüber. Die eine neigt zur Stirnfalte, die andere zu Nasolabialkerben. Manches ist ererbt, manches erworben (durch Gewohnheiten, durch soziale oder schicksalhafte Umstände), anderes ist frei gewählt. Einerlei: Es sagt mir etwas. Der warme Händedruck, der kalte, der feuchte, der lasche, der zerquetschenwollende. Eine richtet die Füße beim Gehen nach innen: eine Geisteswissenschaftlerin? Einer trägt ein Kinngrübchen: irgendwas mit Wirtschaft? Einer trägt Bequemschuhe aus Plastik: Schlurft der auch inwendig? Trefferquote: beträchtlich, keinesfalls hundertprozentig.

Erinnert man sich eigentlich noch an die RAF-Fahndungsplakate? Stichwort »angewachsene Ohrläppchen«? Undenkbar heute, wo bereits die Farbe des Teints kriminologisch als nicht wegweisend gilt! Und die Schöpfer jenes modischen Begriffs »Lookismus« verschärfen diese Sachlage noch ins Böswillige (Grund genug für eine Selbstbezeichnung als Lookistin!): Sie reden nicht von »Beurteilung« und »Unterscheidung«, sondern von »Abwertung«. Die Masche ist bekannt: Wer differenziert, wird der Abwertung bezichtigt. Lookismus wäre also die Abwertung einer Person entlang eines Vorurteils, das sich beim Blick auf ihr Äußeres bildete. Das Anhängsel -ismus dient auch in diesem Fall dazu, die Position oder Sichtweise zuzuspitzen und ins Arge zu ziehen, obwohl sie einem »natürlichen Empfinden« entspricht und oft noch vor ein paar Jahrzehnten – und Jahrhunderte zuvor ohnehin – als »Normalfall« galt.

In der Antike war unter Gelehrten die Physiognomik gang und gäbe. Als Begriffsschöpfer gilt Aristoteles. Eine kurze, flache Nase sollte für die Neigung zum Diebstahl stehen, desgleichen kleine Ohren. Kleine Augen wiesen auf Verzagtheit hin und so weiter. Man befließigte sich der Analogieschlüsse nach dem Muster Löwenmähne: löwenstark, schmalbrüstig: feige.

Die große Renaissance der Gestaltenlehre fand im späten 18. Jahrhundert unter dem Namen Johann Caspar Lavater statt: Die vierbändige Schrift *Physiognomische Fragmente, zur Beförderung der Menschenkenntniß und Menschenliebe* des Zürcher Pastors war seinerzeit ein Bestseller. Lavater zog vorwiegend aus Schattenrissen, also den Silhouetten von Körpern und Gesichtern, Rückschlüsse auf die Wesensart der jwei-

ligen Personen. Die Gestaltdeuterei wurde zum Gesellschaftssport der gehobenen Klassen: ein naiver, wenn auch »fremdbestimmter« Vorläufer des rezenten Selfies!

In der anthroposophischen Medizin wird noch heute nach den altbewährten Konstitutionstypen unterschieden: leptosom, athletisch, pyknisch. Die Phrenologie, die unter Franz Joseph Gall im ausgehenden 18. Jahrhundert einen Zusammenhang zwischen Schädel- und Gehirnformen und Charakter-/Geistestypen herstellte, ist hingegen beinahe so sehr außer Mode wie die vermaledeite Kranimetrie, die Lehre von der Schädelvermessung, die zur NS-Zeit Ärzten dazu diente, den Daumen zu heben oder zu senken.

Als moderne, aufgeklärte Lookistin sehe ich mich von diesen überkommenen Modewissenschaften weit entfernt. Ich halte nichts von Maßbändern oder sonstigen starren Mustern und wünsche mir in keinem Fall eine Exkludierung nach Aussehen.

Durch die Hintertür haben aber solche -logien und -metrien ihren kaum hinterfragten Eingang in die moderne Welt gefunden, nämlich via biometrisches Paßbild, Irisscanner (zwecks Smartphonesicherheit) und Google-Gesichtserkennung. All das ist einigermaßen knallhart. Gall hatte seinerzeit die Schädel noch *abgetastet*. Bei den aktuellen Methoden der Identifizierung zählt nicht der manuelle Eindruck, sondern der Nanometer. Das heißt: ein Millionstel Millimeter, und eine Vielzahl dieser Millionstel unseres einmaligen Gesichts bestimmt unhintergebar die Identität. Naiv, wer den Beteuerungen Glauben schenkte, mit dieser Identifizierung sei keine Klassifizierung verbunden: Die Verknüpfung von Gesicht und digitalem Bewegungsprofil hat längst zu Rastern geführt, die den blonden Typ mit dem langen Gesicht und den Geheimratsecken zu seinen äußerlichen Geschwistern in eine Berufs-, Verhaltens- und Konsumkiste stecken.

Weil nun *Lookism* seit Erfindung des Begriffs ein Schmähwort ist beziehungsweise sich als anklagender Terminus gegen eine zu schmähende, unmoralische Handlung richtet, lautet die offiziöse, etwa von Wikipedia verbreitete Definition wie folgt: »Lookism ist die Annahme, dass das Aussehen ein Indikator für den Wert einer Person ist. Sie bezieht sich auf die gesellschaftliche Konstruktion einer Attraktivitätsnorm und die Unterdrückung durch Stereotypen und Verallgemeinerungen über Menschen, die diesen Normen entsprechen und über diejenigen, die ihnen nicht entsprechen.«

An was denken wir spontan, wo von »exkludierenden Attraktivitätsnormen« die Rede ist? Keinesfalls an Hinkefuß und Zwergermann Goebbels und seine unschönen Konsorten. Die anerkannt Bösen dürfen wir nämlich weiterhin ungestraft lookistisch bewerten. Auch die sogenannten Umstrittenen von heute: Es geht deshalb gemeinhin in Ordnung, von schmerzbäuchigen AfD-Anhängern zu schreiben oder über das Doppelkinn und die Zornfalten von PEGIDA-Gängern zu lästern. Herablassende Körper- und Gesichtsbeschreibungen von »rechten« Außenseitern sind selbst in den seriösen Medien Legion.

Nein, wenn heute über die Gemeinheit von Schönheitsnormen gesprochen wird, denken wir an die hübsche Kera Rachel, die mit ihren Kurven dennoch für zu dick für eine Modelkarriere befunden wurde. An Hamid, der beklagt, daß er sicher aufgrund seiner dunkleren Hautfarbe nicht den Job auf dem Amt ergattern konnte. An Peter, der zwar erfolgreich als Kameraassistent reüssiert, jedoch aufgrund seiner Stirnfalte und der wulstigen Stirn nirgends richtig anzukommen glaubt.

Unter allen verrufenen -ismen dominieren in der öffentlichen Wahrnehmung bislang diese: Rassismus, Sexismus, Antisemitismus. (Klassismus hingegen, die Abwertung aufgrund der sozialen Position, ist neuerdings selbst zum Abwertungsinstrument der herrschenden Elite geworden.) Diese drei Exklusionsschemata sind hinreichend bekannt und geächtet.

Daß über die Abscheulichkeit solcher Maßstäbe weitgehend Einigkeit herrscht, daß sie also als *No-go* eingefleischt sind, führt zur Verästelung. Es gibt, so suggerieren unsere Normativitätssensiblen, gemeine Ausschlußmechanismen, die subkutan und unterhalb der Schwelle eben dieser populären -ismen verlaufen. Eine »World Association of Ugly People« soll bereits 1963 in einer italienischen Landgemeinde gegründet worden sein. Ihr Motto: »Ein Mensch ist das, was er ist, und nicht das, wonach

»Ich habe schon früher bemerkt, daß es vorzüglich die Geistesbildung ist, was Menschengesichter von einander verschieden macht. Barbarische Nationen haben vielmehr eine Stamm- oder Hordenphysiognomie als eine, die diesem oder jenem Individuum zukäme.«

Alexander von Humboldt: *Reise in die Aequinoctial-Gegenden des neuen Continents*, Bd. 2, Stuttgart 1859.

»Fröhlich, sympathisch, glücklich – so will Nils Schubert aussehen. Deshalb will er es mit ein bisschen Botox versuchen. Zu sehr schmerzt es ihn, dass manche Menschen einen Bogen um ihn machen, weil sie seinen Blick missdeuten. In einer Kultur der ›Happy-Faces‹, auf Werbeplakaten, in Hollywoodfilmen und auf Selfies, sollen unangenehm wirkende Affekte wie Wut oder Ärger auch bei Männern nicht mehr allzu deutlich sichtbar sein. Diese Entwicklung beobachtet auch der ästhetische Chirurg Karsten Lange, der sich zunehmend als Bildhauer schöner, symmetrischer Gesichter versteht. Lange: ›Ich bin ja nicht nur Arzt, sondern auch Künstler. Wir haben hier schon ein bisschen bildhauerische Möglichkeiten, ja?«

Ariane von Drewitz: »Schöner Spritzen. Fluch und Segen von Botox«, *deutschlandfunkkultur.de* vom 26. Februar 2017.



er aussieht.« Als Emblem wählten die Gründer einen Wildschweinkopf. Als Protest gegen »Schönheitsnormen« gab es später (2004/05) prominent die Werbekampagne der Seifenfirma Dove, die nun auch füllige, faltige und asymmetrisch gewachsene Frauen nackt abbildete, um diese »normale«, aber modetechnisch normativ exkludierte Zielgruppe zu »mehr Selbstwertgefühl« zu ermutigen. Es gab in Deutschland den (gescheiterten) Versuch der Frauenzeitschrift *Brigitte*, auf den Modestrecken ohne professionelle Models auszukommen und stattdessen »normale« Frauen abzubilden. Noch später kamen Einlassungen der Grünen-Politikerin Marianne Burkert-Eulitz und der ehemaligen *taz*-Chefin Barbara »Bascha« Mika hinzu, die dazu dienten, den Lookismus-Vorwurf populär zu machen.

Burkert-Eulitz hatte 2013 beklagt, daß bei Miß-Wahlen nichtgroße, nichtschlanke und nichtdeutsche Menschen benachteiligt würden. Frau Mika hingegen litt (*Mutprobe. Frauen und das höllische Spiel mit dem Alterwerden*, München 2014) unter einer Unterform des Lookismus, dem



Ageism, der Altersdiskriminierung qua Optik.

Es ist fraglos ungerecht, daß normale Bauarbeiter (bewußt wähle ich diese weiß konnotierte Gruppe) nur selten Frauen jenseits der Klimakteriumsgrenze nachpfeifen. Es ist sicher psychisch ungesund, wenn sich Frauen gegen ihre biologischen Gegebenheiten stemmen. Der aktuelle Kinofilm *Embrace – Du bist schön* zeigt charmant, wie Frauen sich gängigen Schönheitsmustern entziehen können.

Allein, der Markt, selbst wenn wir ihn als Fleischmarkt brandmarken, zeigt eigene, unhintergehbare Gesetzmäßigkeiten: Sein und Bewußtsein bilden hier kein Paar. »Authentische Schönheit« in dem Sinne, wie sie die *Body-positive*-Bewegung feiert, ist eine ähnlich nette Idee wie der Kommunismus. Theoretisch funktioniert es gut: Gar nichts ist verkehrt an der Schwarte des Büromenschen, am fleischgewordenen Rettungsring der Mehrfachmama. An dieser Narbe, die von einem krassen Erlebnis zeugt, an jenen Falten, die auf »gelebtes Leben« hinweisen. Nur: »Es gibt kein Menschenrecht auf Schönheit.« (Frédéric Schwilden)

Wenn Lookismus also einen Ast der altbekannten Diskriminierungsformen Sexismus/Rassismus darstellt, dann hat sich dieser bereits mehrfach verzweigt. Neben dem *Ageism* finden wir noch den Ableismus oder auch den Heightismus. Müssen wir das ernst nehmen? Die zeternde Rede gegen Diskriminierung gemäß Befähigung und Körpergröße? Sind das nicht bedauerenswerte Nischenphänomene, kaum der Beschäftigung wert? Sagen wir so: Wer hätte noch vor 20 Jahren für möglich gehalten, daß die Schreib- und Sprechweise von Student*innen sich universitär durchsetzen würde? Daß es im Ernst karriereschädigende Minuspunkte für den/die gibt, der/die noch dem ollen generischen Maskulinum anhängt? Es gibt analog zu den notorischen steuer-

erfinanzierten *Gender studies* mittlerweile *Disability studies*, die streng über -istische Formulierungen wachen. Aufmerksame Zeitgenossen wissen, daß die Rede von »Blinden« oder von »Prothesenträgern« als diskriminierend gilt: Jeweils, so heißt es, verschwinde in dieser Sprachform der (als Individuum wertvolle) Mensch hinter seiner Behinderung. Deshalb müsse von »Personen mit ...« die Rede sein.

Mein Sohn hat einen Spruch aufgeschnappt, der lautet: »Don't judge a book by its cover! / Beurteile ein Buch nicht nach seinem Umschlag!« Der Junge ist zwölf, ihn hat dieser Spruch beeindruckt. Als leidenschaftlicher Buchmensch war es relativ leicht für mich, das zu entkräften. Ein bißchen ist es mit Büchern wie mit Menschen: Der erste Eindruck entscheidet. Natürlich: mit Abstrichen. Ein unschön gesetztes Buch mit häßlichem Einband kann auch mal wertvollen Stoff bergen. Ist so! Ist aber selten. Mich erinnerte diese Weisheit an gewisse Sprüche, die in meiner Jugend kursierten und in Poesiealben ihren Niederschlag fanden: Auf die inneren Werte kommt es an! Befragt: Julian, 17 Jahre, 184 cm, 77 kg,

»In Berlin hat sich eine Politikerin der Grünen gegen die Diskriminierung von Menschen ausgesprochen, in diesem Falle bei Schönheitswettbewerben. Sie sagt: »Bei Misswahlen werden grundsätzlich Menschen unserer Gesellschaft ausgeschlossen.« Bei Schönheitswettbewerben gewinnen meistens Menschen, die dem herrschenden Schönheitsideal entsprechen. Andere Menschen haben keine Chance. Auch ich bin so ein Fall. Zu den Mister-Germany-Wahlen gehe ich seit Jahren gar nicht mehr hin. Es wäre zu schmerzhaft.«

Harald Martenstein:
»Über Schönheit und Gerechtigkeit«, zeit.de vom 4. Juli 2013.

»Der kurze Körper genügt in dieser Gesellschaft, um den Machtstatus aberkannt zu bekommen. Zumeist werden kurze Männer als unattraktiv angesehen. Dementsprechend wird kurzen frauisierten Personen nicht ihre Weiblichkeit abgesprochen, denn diese ist nicht mit Macht verbunden. Stattdessen werden sie reduziert auf süße, nette und niedliche Frauen*Lesben*Trans*Inter*Personen. Kurze Personen wirken wegen ihrer Körperlänge dominierbar.«

Lila AdamA: »Klein, aber oho! Warum aber?«; in: Darla Diamond u.a. (Hrsg.): *Lookismus. Normierte Körper. Diskriminierende Mechanismen. (Self-)Empowerment*, Münster 2017, S 41–49.

extrem attraktiv, *Bravo Girl* 1988: »Bei einem Mädchen zählt für mich mehr der Charakter als das Aussehen.« Balsam für unsere Seelen, die ja völlig okay waren, währenddessen das offenkundig bewertbare Äußere immer hinterherhinkte: Pickelchen, blöde Augenbrauen etc.

Am Ende bekamen und bekommen aber die hübschen Typen die ähnlich hübschen Mädels. Der Maßstab der Attraktion wurde dabei nicht innerlich angelegt, sondern nach Äußerlichkeiten bemessen. Oder? Oder ging das Hand in Hand? Hübsche Schale und ein großartiger Kern? Überhaupt, was heißt schon »Kern«?

Die modische Rede geht von der »sekundären Devianz«. Dieses schon jahrzehntealte soziologische Konzept – eigentlich auf delinquente Personen angewendet – geht vereinfacht von folgendem Gedankengang aus: Jemand werde (anhand des Offensichtlichen) beurteilt und eingeordnet, »gelabelt«. Solche Etikettierung wirke sich auf das Selbstbild der jeweiligen Person aus. Die Einordnung, und sei sie ungerecht, wird zur selbsterfüllenden Prophezeiung. Das heißt, aus gesellschaftlichen Zuschreibungen (»kleine Männer neigen zu Profilneurosen«) und Stigmatisierungen (»Dicke sind faul«) entwickle sich eine Art Teufelskreis, innerhalb dessen negative Zuordnungen verstärkt werden. Demgemäß gäbe es kein Entkommen aus der eigenen Haut.

Verhaltensforscher und Biologen haben uns lang und breit erklärt, wie der Hase läuft: Der Affe mit dem breiteren Kreuz gewährleistet Schutz und Versorgung. Deshalb hat sein kümmerlicher Artgenosse das Nachsehen in puncto Erbgutverbreitung. Auch beim Menschen gibt es das, und zwar die Menschheitsgeschichte entlang: Dominanz, Ebenmaß, Idealgrößen. Das wirkt sich konstant auf die ökonomischen Meßgrößen aus. Es gibt eine gewisse Norm, die mindestens Jahrtausende überdauerte. Wir müssen das nicht tollfinden. Es bedarf unserer Bewertung nicht. Modern gesagt: Isso.

Was unsere tierischen Gefährten und frühzeitlichen Ahnen allerdings nicht kannten und kennen: a) Mode, b) Freizeit, c) Konsumnutzen. Alle drei Faktoren unterminieren das natürliche Bewertungsverhalten hinsichtlich des Aussehens. Im Reiche unserer animalischen und altvorderen Anverwandten sind solche Fälle nicht bekannt, beispielsweise die Attraktivität des extrem dünnen Weibchens, der Lücke zwischen den Schneidezähnen, des nervös-androgynen Männergesichts.

Fast sämtliche Werbekampagnen zeitgenössischer Modemarken prägen diesen nach anthropologisch beweisbaren Auswahlkriterien abweichenden Typus: den metrosexuell-zarten Mann und die sichtbar »gebärunfreundige« Frau. Als Phänotypen sind diese Figuren aus lookismuskritischer Sicht allerdings genauso untragbar wie ihr exaktes Gegenteil: der Kerl mit den Oktoberfestwaden und das Weib mit dem berüchtigten gebärfreudigen Becken.

Was täte man also, um diesen fiesen Lookismus zu bannen? Orchester setzen vermehrt auf *Blind auditioning* (hinterm Vorhang spielt einer vor; keiner weiß, wie er aussieht), große Unternehmen haben sich in anonymisierten, paßbildfreien Bewerbungsverfahren versucht. Unterm Strich wurden auch ohne Ansehen diejenigen genommen, vulgo *bevorzugt*, die man auch bei gesichtsnaher Präsentation angenommen hätte.

Der Publizist Lukas Mihr hat vor Jahren ernsthaft überlegt, wie man Personen gerecht werden könnte, die aufgrund ewiger oder zeitgenössischer Attraktivitätsnormen diskriminiert werden oder sich solch unausgesprochenem Diktum unterworfen fühlen: »Eine Lookismus-neutrale Politik könnte also hässliche Menschen besser entlohnen oder ihnen in einem Quotenmodell eine bestimmte Zahl an Führungspositionen zugestehen. Doch eine solche Maßnahme wäre pauschal. Verdient der Niedriglöhner wegen seines Aussehens oder seiner mangelnden Qualifikation wenig?« Und, möchte man ergänzen, was wäre, wenn derart gelabelt würde? Wer könnte eine Häßlichkeitsnorm festsetzen und aufgrund welcher Kriterien?

Wie man sieht (herrje: Es gilt doch, die Augen zu schließen!), ist die Sache hochkomplex. Kennt man die drei Affen, gern als modischer Halskettenanhänger oder *Hoodie*-Emblem getragen? Der eine verschließt mit den Händen seine Augen, der zweite den Mund, der dritte die Ohren. Nichts hören, nichts sehen, nichts sagen. Weithin unbekannt ist der vierte Affe, aus dessen Anus es drängt. Verdaut wird immer, und hin und wieder muß es raus. Was? Etwas Ismusförmiges. ■

»Wer geil aussieht hat Vorteile! [...] [G]estählte Boddys [kommen] einfach viel besser an als ›Schwabbelbacken‹ [...]. Die Wissenschaft [...] behauptet, dass man es als gut aussehende Person [...] in allen Lebenslagen einfacher hat. Bessere Schulnoten, bessere Jobs und Co, alles ist denkbar. Schuld daran ist ein Phänomen das sich ›Halo-Effekt‹ nennt. Der Begriff ›Halo‹ stammt aus dem Griechischen und bedeutet ›Heiligenschein‹. In der Sozialpsychologie versteht man darunter eine kognitive Verzerrung, d.h. man nimmt bestimmte Eigenschaften einer Person wahr und schließt damit auf andere Merkmale. [...] Auch aus dem Klassenzimmer ist der Halo-Effekt bekannt und gilt als bewiesen. Während ein attraktiver Lehrer von allen Schülern und Studenten für kompetenter gehalten wird, neigen Lehrerinnen und Lehrer sogar dazu, Schüler aufgrund einer ›überstrahlenden‹ Eigenschaft wie [...] dem Aussehen besser [...] zu bewerten [...]. All das sind übrigens keine Märchen sondern belegte Tatsachen!«

»Schönheit siegt – Wer geil aussieht hat Vorteile!«, fitnessfreaks.com vom 1. Juli 2015.

Autoren dieses Heftes

Konrad Gill, 1944, verbrachte einen großen Teil seines Arbeitslebens als Bergmann unter Tage. Im Ruhestand studierte er Rechtswissenschaften, Philosophie und Geschichte und lebt heute als freier Publizist in den Hochalpen.

Benedikt Kaiser, 1987, studierte Politikwissenschaft mit europaspezifischer Ausrichtung in Chemnitz. Er arbeitet beim Verlag Antaios.
Querfront, Schnellroda 2017

Ellen Kositzka, 1973, arbeitet als Redakteurin der *Sezession* und als freie Publizistin. Sie erhielt 2008 den Gerhard-Löwenthal-Preis für Journalisten.
Das war's. Diesmal mit Kindern, Küche, Kritik, Schnellroda 2017

Götz Kubitschek, 1970, gründete und führt den Verlag Antaios und ist verantwortlicher Redakteur der *Sezession*.
Die Spurbreite des schmalen Grats. 2000–2016, Schnellroda 2016

Dr. Erik Lehnert, 1975, ist promovierter Philosoph und arbeitet als Geschäftsführer des Instituts für Staatspolitik (IfS).
(Hrsg:) *Deutsche Daten*, Band 5 des *Staatspolitischen Handbuchs*, Schnellroda 2017

Sophie Liebnitz, 1964, Kulturwissenschaftlerin, habilitiert, Österreicherin, lebt in Deutschland.

Dr. Frank Lisson, 1970, schreibt als freier Philosoph Prosa, Essays und Sachbücher.
Weltverlorenheit. Über das Wahre im Wirklichen, Wien 2016

Dr. Wiggo Mann, 1972, studierte Politik und Soziologie in Rostock und Heidelberg, derzeit Habilitation über die Dekadenz im 20. Jahrhundert.

Johannes Konstantin Poensgen, 1992, studiert Politikwissenschaft und Geschichte.

Prof. Dr. Günter Scholdt, 1946, lehrte Neuere Deutsche Literaturwissenschaft an der Universität des Saarlandes und leitete von 1996 bis 2011 das Literaturarchiv Saar-Lor-Lux-Elsaß.
Literarische Musterung. Warum wir Kohlhaas, Don Quijote und andere Klassiker neu lesen müssen, Schnellroda 2017

Martin Sellner, 1989, studiert in Wien Philosophie (BA) und Rechtswissenschaften. Politisch aktiv als Leiter der Identitären Bewegung Wien.
Identitär! Geschichte eines Aufbruchs, Schnellroda 2017

Philip Stein, 1991, studiert Kulturwissenschaften und Geschichte (BA). Er leitet und verantwortet das Bürgernetzwerk Ein Prozent, hat 2016 den Jungeuropa Verlag gegründet und ist Pressesprecher der Deutschen Burschenschaft.

Nils Wegner, 1987, studierte Geschichts- und Kulturwissenschaften in Gießen und Hamburg. Er arbeitet für den Verlag Antaios.
F. Roger Devlin: *Sex, Macht, Utopie*, Schnellroda 2017 (Übersetzung und Nachwort)

Konrad Weiß, 1977, ist Verlagsmitarbeiter (Karolinger, Wien) sowie selbständiger Kommunikationsberater und Übersetzer.
E.M. Cioran: *Notizen 1957–1972*, Wien 2015 (Übersetzung)

Till-Lucas Wessels, 1993, studiert in Halle (Saale). Dort ist er Aktivist der identitären Ortsgruppe Kontrakultur und zeichnet für das Projekt »Variété Identitaire« verantwortlich.

»Todhaß der Geschlechter«: Eine Verabschiedung

von Sophie Liebnitz

Nietzsche war bekanntlich ein leidenschaftlicher Liebhaber von Bizets *Carmen*. In Bizets Musik und in der Geschichte vom einfachen Brigadier, den seine Leidenschaft für eine Zigeunerin und Zigarettenarbeiterin zum Mörder werden läßt, verbanden sich für ihn exemplarisch mediterrane Klarheit und antike Fatalität. »Die Liebe, die in ihren Mitteln der Krieg, in ihrem Grunde der Todhaß der Geschlechter ist! – Ich weiß keinen Fall, wo der tragische Witz, der das Wesen der Liebe macht, so streng sich ausdrückte, so schrecklich zur Formel würde, wie im letzten Schrei Don José, mit dem das Werk schließt: ›Ja!‹« (*Der Fall Wagner*)

Das von Friedrich Nietzsche als »Todhaß der Geschlechter« bezeichnete Phänomen ist aufgrund der Überlieferungsgeschichte eine asymmetrische Angelegenheit. Zwar zeigen laut Martin van Crefeld beide Geschlechter in einem ähnlichen Ausmaß zwischengeschlechtliche Aggressionen. Anders als die üppige misogynie Erbschaft des Abendlandes nimmt die Misandrie aber kaum kulturell überlieferungsfähige Formen an. Sie bleibt ein Alltagsphänomen und daher, ein Problem jeder Geschichtsschreibung des Alltags, weniger greifbar. Da der überwältigende Großteil kultureller Zeugnisse von Männern produziert wurde, ist es die Misogynie, die in klaren Konturen hervortritt, während ihr Gegenpart im Dunkeln bleibt. Erst im Zuge der allerjüngsten Gender-Exzesse hat sich dies geändert.

Wenden wir uns daher zuerst der Misogynie zu, und zwar ohne Absicht einer moralischen Bewertung. Wenn sie nachweisbar eine beharrliche kulturelle Konstante darstellt, muß sie eine Funktion erfüllen. Welche das sein könnte, will ich an einem Beispiel zeigen. Charles Baudelaire, von Rimbaud als »prince des poètes« und Visionär gefeiert, ist mit seinem 1857 erschienenen Gedichtband *Les Fleurs du Mal* (*Die Blumen des Bösen*) einer der Väter der europäischen Avantgarde-Poesie. »Une charogne« (»Ein Aas«), eines der Glanzstücke der Sammlung, läßt den Dichter beim Spaziergang mit seiner Geliebten auf einen verwesenden und stinkenden Tierkadaver treffen, der sich ihm »les jambes en l'air comme une femme lubrique« (»die Beine in der Luft wie ein geiles Weib«) unter dem Bild eines Frauenkörpers beim Koitus präsentiert. Die zwölf Strophen entfalten eine Poesie der Zersetzung zwischen Ekel und exzentrischer Schönheit und münden in folgende Apostrophe: »Ja! Derart wirst du sein, o Königin an Reiz und Anmut, wenn, nach den / Sterbesakramenten, du unter Gras unter fette Blumen dich betten wirst, zu / schimmeln zwischen dem Gebein. / Dann, o meine Schönste! Sage dem Gewürm, das küssend dich verSpeisen / wird, daß ich die Form, den göttlichen Gehalt bewahrte meiner Liebe, die in dir zerfällt.« (Übersetzung von Friedhelm Kemp)

Die Gleichsetzung von Männlichkeit mit Dauer, Immaterialität und Geist und von Weiblichkeit mit Verfall, Materialität und Körper ist ein Klassiker, den Baudelaires strahlende Sprache mit Leben füllt. Das Gedicht fügt sich nahtlos in die Interpretation, welche die amerikanische Li-

»Oui! Telle vous serez,
ô la reine des grâces /
Après les derniers sacre-
ments / Quand vous irez,
sous l'herbe et les flori-
sons grasses / Moisir parmi
les ossements. – Alors, o
ma beauté, dites à la ver-
mine / Qui vous mangera
des baisers / Que j'ai gardé
la forme et l'essence di-
vine / de mes amours dé-
composés.«

Charles Baudelaire:
»Une charogne«.

teraturwissenschaftlerin Camille Paglia dem Verhältnis von Kultur und Geschlecht angedeihen ließ. Für Paglia ist Kultur Abwehr des Chaotischen, Chthonischen. Geistige Leistung ist Pyramidenbau, Präferenz für das Kristalline, apollinisch, solar.

Das trifft auf »Une charogne« exemplarisch zu. Diese feindselig-ambivalente Abwehr ist gebunden an die Dualität von Dauer und Verfall und hat damit eine stark zeitliche Komponente: Der Mann wirft (die Last) seine(r) eigene(n) Vergänglichkeit auf die Frau. In ihr schaut er sie an und perhorresziert sie. Die Gleichsetzung von Männlichkeit mit Dauer, Immaterialität und Geist und von Weiblichkeit mit dem Gegenteil gewinnt ihre Plausibilität zunächst daraus, daß sie uns so vertraut ist. Denn der Mann ist genauso *Physis* und genauso biologischen Abläufen unterworfen wie die Frau. Daß er nicht menstruiert und keine Kinder gebiert, ändert daran gar nichts. Baudelaires Gedicht lebt, wie die ganze Semantik, aus der heroischen Verleugnung dieser einfachen Tatsache, einer Verleugnung freilich, die sich als historisch großartig produktiv erwiesen und ihren kontrafaktischen Anspruch eingelöst hat.

Die Annahme liegt nahe, daß die außergewöhnliche männliche Kulturleistung auf diese Abwehr angewiesen ist. Die Misogynie erfüllt die Funktion einer Sperre gegen Entropie, gegen zeitliche und materielle Auflösung. Das erklärt ihr fast universelles Auftreten. Es handelt sich nicht um ein durch unablässige Aufklärung korrigierbares Laster, sondern um eine kulturtragende Symbolik, die nicht straflos kassiert werden kann. Wenn Klaus Theweleit die Abneigung soldatischer Männerfiguren gegen jede Form der Desintegration als »faschistisch« beschreibt, unterschätzt er die lagerübergreifende Bedeutung und kulturelle Produktivität dieser Semantik massiv.

Trotzdem ist diese Überhöhung gegebener Geschlechterunterschiede ins Metaphysische nicht unwandelbar. In der christlich-jüdischen Kultur ist nicht der Geschlechtergegensatz selbst metaphysisch, sondern dieser ist seinerseits in ein metaphysisches Narrativ eingebettet, dessen Logik er untergeordnet ist. Wenn dieses auch der Frau die Schuld an allem Übel zuschreibt, so hat es eine gewisse tröstliche Unausweichlichkeit, die die Individuen zugleich entlastet. Und schließlich: Es gibt Wichtigeres, die Heilsgeschichte, die Frage nach dem Seelenheil.

Mit dem Heraufdämmern der Moderne allerdings beginnen sich Ersatzmetaphysiken an die Stelle der hergebrachten zu schieben. Die Metaphysik des Geschlechts gehört damit in die lange Reihe dieser Surrogate, welche die geistige Physiognomie der Moderne kennzeichnen. Diese treten ihren Siegeszug zu einem Zeitpunkt an, an dem als Ausfluß der Rede von den Menschenrechten bereits die ersten Forderungen nach Frauenrechten im Raum stehen; parallel dazu (und praktisch wahrscheinlich wichtiger) hat die bürgerliche Familie das Ideal eines innigen Kontaktes der Ehegatten entwickelt und sich das Konzept der romantischen Liebe als Verschmelzung und Seelengleichklang durchgesetzt. Die Frau rückt dem Mann damit gewissermaßen vermehrt auf die Pelle, ein Vorgang, der sich durch das 19. Jahrhundert hindurch zu beschleunigen scheint und eine entsprechende Gegenreaktion hervortreibt: eine auf die Spitze getriebene Differenzrhetorik und die Rede von »Todhaß der Geschlechter« sind das Resultat forcierter Forderungen nach Nähe im emotionalen, beruflichen und familiären Bereich. Sie sind nicht Ausdruck eines Archaisch-immer-Gleichen, sondern bereits Ergebnis der Tatsache, daß das traditionelle Geschlechterverhältnis aus der Balance geraten ist. Die Bollwerke gegen die weiblich besetzte Entropiegefahr müssen verstärkt, die Mauern hochgezogen werden. Die Moderne hat damit eine in den Grundzügen bestehende Disposition verschärft, und zwar gerade durch radikale Gleichheits-(nicht Gleichwertigkeits-)forderungen und eine Art institutionalisierte Distanzlosigkeit, die dem Geschlechterverhältnis nicht gut getan haben.

Diese vordergründig »bloß« kulturhistorischen Tendenzen zeitigen ganz praktische und durchaus politische Effekte. Das Ergebnis dieser langfristigen Entwicklung, die zu einem giftigen Cocktail aus erzwungener emotionaler Nähe und Konkurrenz geführt hat, läßt sich derzeit an zwei Erscheinungen beobachten: einmal der eklatant angewachsenen Männerfeindlichkeit des sogenannten *Third-wave feminism*, die sich in Herrschaftsansprüchen, Diskriminierung und einer Rhetorik, die man

»Das Reich der Zahl, die apollinisch reine, kristalline Mathematik, wurde vom westlichen Mann früh schon als eine Zuflucht erfinden, um der morastigen Emotionalität und dem überbordenden Chaos von Frau und Natur zu entrinnen. [...] Die Zahl ist der imponierendste und am wenigsten kreatürliche Ordnungsstifter, Inbegriff der sehnsüchtigen Hoffnung der Männer auf Objektivität.«

Camille Paglia: *Die Masken der Sexualität*.

»Es kann eigentlich nicht vermutet werden, daß Väter eine Bereicherung für das Familienleben sind. Genauso unwahrscheinlich ist es, daß Männer notwendig für den familiären Zusammenhalt sind.«

Harriet Harman: *The Family Way. A New Approach to Policy Making*, London 1990.

Harman war von 2007 bis 2010 britische Ministerin für Frauen und Gleichberechtigung.

(einmal zu Recht) als *Hate speech* apostrophieren könnte, ausdrückt; dann in den Formen einer neuen Männerbewegung, die jedenfalls in Teilen gesonnen zu sein scheint, auf einem ähnlich verheerenden Niveau zu antworten.

Der frühere Feminismus (*First wave*) forderte Angleichungen im bürgerlichen Status (Wahlrecht usw.) und sah Männer eher als Vorbilder an, denen es nachzueifern galt (eine z. B. bei Simone de Beauvoir sehr ausgeprägte Haltung). Die blinden Stellen dieses Modells, das die Geschlechter über einen Kamm schert, sind längst sichtbar geworden, aber von Misandrie geprägt war es nicht. Diese hielt in Deutschland erst mit dem aggressiven Getrommel Alice Schwarzers (*Second wave*) und der Vorstellung, sich im Krieg gegen eine »Männergesellschaft« zu befinden,



Einzug. Wie alle Forderungen nach der Ausweitung von Rechten hatte auch dieser Feminismus einen Geburtsmangel, seine innere Unersättlichkeit. Schon Gehlen erkannte, daß es »auf dieser Bahn keinen Halt gibt«, sich »die Ausbreitung dieses Akzeptierens nicht mehr begrenzen« läßt; Luhmann sprach vom Fehlen einer »Stopformel«. Diese Drift zum unbegrenzten Ausufern von Forderungen mündete in genau jene Feindseligkeiten (*Third wave*), die als sexistisch bezeichnet werden, wenn sie gegen Frauen gerichtet sind. Denn wie anders als sexistisch sollte man die Deklarationen auffassen, denen zufolge Frauen die besseren und friedfertigeren Menschen seien und alles beherrschten, was Männer können, nur angeblich »rückwärts und auf Stöckelschuhen«

(Buchtitel von Cheryl Benard/Edit Schläffer, 1999)? Dieses Überbietungsphantasma ist historisch neu. Es folgt weder dem Konzept der Gleichheit noch dem der Ergänzung der Geschlechter und vertritt entschieden die Überwertigkeit der Frau. Der Mann wird in einer seltsam widersprüchlichen Doppelbewegung einerseits dämonisiert, andererseits infantilisiert: auf der einen Seite der soldatische Mann, der offiziell Mörder genannt werden darf, der gewaltbereite Schläger, der Vergewaltiger in Latenz; auf der anderen der zum »hen-pecked husband« kastrierte Hausmann, der angeblich ohne seine Frau nicht überlebensfähig wäre.

Diesen Sexismus kontert eine neue Männerbewegung spiegelbildlich mit den gleichen Waffen. Roger Devlins *Sex, Macht, Utopie* (2017) ist dafür ein gutes Beispiel. Das Kernanliegen des Buchs ist die Hebung der Geburtenrate über eine Wiederherstellung traditioneller Familienbeziehungen. Außerdem fordert es eine Restitution der klassischen Männerrolle und zeigt die Schikanen auf, mit denen sich Männer, insbesondere Väter, in den USA im Scheidungsfalle konfrontiert finden. Die Beispiele sind erschütternd und schlagen dem elementarsten Gerechtigkeitssinn ins Gesicht. Es ist zu wünschen, daß es den Männerrechtsbewegung(en) gelingt, öffentliche Aufmerksamkeit auf diese Mißstände zu fokussieren, und sich auch Frauen finden, die dies unterstützen. Dies gilt um so mehr, als nicht wenige Männer Frauenbewegungen in selbstloser Weise unterstützt haben.

Allerdings: Die Weise, in der Devlin diese Ziele erreichen möchte, ist kontraproduktiv und, vorsichtig gesprochen, einseitig. Er sucht die Schuld für die demographisch desolate Situation beim »Niedergang der weiblichen Tugenden« und verengt den Begriff der Tugend auf eheliche Monogamie. Nun ist die konkrete Ausformung, die Sexualität in einer Gesellschaft erfährt, das Ergebnis einer Vielzahl von Faktoren, auf wel-

»Als die junge Frau, die Mutter des Kindes, den Blicken der Menge ausgesetzt dastand, schien es ihr erster Impuls zu sein, das Kind enger an ihre Brust zu ziehen; weniger aus mütterlichem Gefühl, als um damit ein bestimmtes Zeichen zu verdecken, das an ihrem Kleid befestigt oder darin eingewebt schien. [...] Darauf zeigte sich in Brusthöhe und aus feinem roten Stoff, umgeben von üppiger Stickerei und fantastischen Ornamenten aus Goldfäden, der Buchstabe »E.«

Nathaniel Hawthorne: *The Scarlet Letter. A Romance*, Boston 1850.

che die Individuen re-agieren. Hier wirken die Möglichkeit zur Verhütung, ökonomische und rechtliche Rahmenbedingungen sowie das Dauerbombardement durch einen konsumorientierten Hedonismus und feministische Ermächtigungsphantasien. In diesem Hexenkessel auf Erneuerung aus eigener Kraft zu hoffen, wäre nicht sehr vielversprechend. Devlins Lösungsvorschlag besteht allerdings darin, verlorene Macht über Frauen wiederherzustellen, und zwar in sehr direkter Weise. Allen Ernstes erwägt er den Entzug des Wahlrechts, des Eigentumsrechts, Entrechtung bei Scheidung und – Nathaniel Hawthorne läßt grüßen – die öffentliche Beschämung im Falle des Ehebruchs.

Die Verfasserin kann sich des Eindrucks nicht erwehren, es mit Denkmustern zu tun zu haben, die so unmittelbar aus der US-amerikanischen Tradition protestantischer Lustfeindlichkeit stammen, als wäre der Mann soeben vom Deck der *Mayflower* an Land gesprungen. Die Analyse erinnert stark an die ehrwürdigen Haßarien auf weiblichen Wankelmut – »È la fede delle femmine come l'araba fenice / che ci sia ciascun lo dice / dove sia, nessun lo sa.« (»Die Treue der Frauen ist wie der arabische Phoenix. Daß es ihn gibt, sagt jeder; wo er sein soll, weiß keiner.«) – eine Art »Così fan tutte« für die (amerikanische) Gegenwart, nur ohne den Charme und die Kultiviertheit des 18. Jahrhunderts.

Man kann natürlich einwenden, in verzweifelter demographischer Lage wäre solche Versöhnlichkeit im Stil des *Ancien régime* fehl am Platz. Die Schwierigkeit ist aber, daß der moralisierende Rigorismus gar nichts löst. Devlin erkennt das durchaus, wenn er schreibt: »Das tieferliegende Problem ist meiner Meinung nach der Verlust der Funktion [der Familie].« Wenn dem so ist, kann dieser nicht durch moralische Kritik behoben werden. Bei Zusammenbruch zentraler gesellschaftlicher Funktionen ist ohnehin ein Rückgang an Singles und eine Restitution älterer Verhaltensmuster zu erwarten.

Wer sich von Devlins stark durch (wenn auch nachvollziehbares) Ressentiment getriebenen Vorschläge an Scharia-Regelungen erinnert fühlt, liegt nicht ganz schief. Die Idee scheint in der Luft zu liegen. Soll die Lösung des unleugbar vorhandenen Problems aber wirklich in einer Überbietung orientalischer Praktiken und einer Totalentrechtung der Frau bestehen? Abgesehen von der Frage nach der Realisierbarkeit (konzertierter Handstreich? Frauen mit vorgehaltener Waffe zur Keuschheit zwingen?) kann man sich unschwer vor Augen führen, was dieses Modell für die Anziehungskraft des rechten Lagers bedeutet.

Die Geschlechterthematik ist zu wichtig, um sie diesem plumpen Ressentiment zu überlassen. Aus mindestens drei Gründen ist sie von zentraler Bedeutung für die Rechte. Zunächst weil die Ausgestaltung des Geschlechterverhältnisses die Reproduktionsraten bestimmt; zweitens weil diese das Exerzierfeld linker Umerziehungspraktiken bildet und der Widerstand gegen Gender Mainstreaming die gesamte Rechte miteinander und zum Teil sogar mit unpolitischen Kreisen verbindet; und schließlich weil, solange Frauen überhaupt das gesellschaftliche Klima beeinflussen, auf deren Mitwirkung nicht verzichtet werden kann.

Deshalb besteht an der langfristigen strategischen Bedeutung des Themas kein Zweifel, auch wenn es gegenüber der drängenden Überfremdungsproblematik zurücktreten muß. Nach den zentralen Fragen »Identität« und »Individuum und Gesellschaft«, mit denen es eng verwoben ist, ist es die Gretchenfrage, die das rechte Lager für sich und seine Sympathisanten beantworten muß. Über die Forderung einer Stärkung der klassischen Familie dürfte Einigkeit bestehen, trotzdem kann der Blick auf die Geschlechter nie mehr derselbe sein wie vor dem Mahlstrom der Kulturrevolution. Die Rechte wird erfolgreich sein, wenn sie in allen Handlungsfeldern Herkunft und Zukunft verbindet. Dazu gehört, Vorstellungen eines biologisch oder ontologisch basierten Geschlechterkampfes zu verabschieden, und zwar nicht aus illusionären Harmonievorstellungen heraus, sondern weil sie kein konstruktives Anschlußhandeln ermöglichen. Der ins Metaphysische gesteigerte Geschlechtergegensatz mag ästhetisch oder bis zu einem gewissen Grad erotisch reizvoll sein, Gestaltungsmöglichkeiten eröffnet er praktisch keine. Anhand der Geschlechterproblematik nicht zuletzt wird sich zeigen, wo und wie die Neue Rechte eine *neue* Rechte ist und damit auch attraktiv für eine Klientel, die sich sonst nicht erreichen ließe. ■

Literaturhinweise:

Charles Baudelaire: *Oeuvres complètes. 2. vols.*, erstellt, präsentiert und kommentiert von Claude Pichois. Paris 1975f. (Éditions de la Pléiade). Tome I;

Georges Bizet: *Carmen. Textbuch französisch-deutsch*, München 1997;

Roger Devlin: *Sex, Macht, Utopie*, Schnellroda 2017;

Wolfgang Amadeus Mozart: *Così fan tutte. Italienisch-Deutsch*, Stuttgart 1992;

Friedrich Nietzsche: *Der Fall Wagner. Ein Musikanten-Problem*, Leipzig 1888;

Nietzsche-Chronik. Daten zu Leben und Werk, München 1984;

Camille Paglia: *Die Masken der Sexualität*, Berlin 1992.

Haßfakten: Imperativ der Ungleichheit

von Nils Wegner

1978 erschien mit 21-jähriger Verzögerung die deutsche Übersetzung eines wegweisenden amerikanischen Buchs unter dem Titel *Theorie der kognitiven Dissonanz*. Der Sozialpsychologe Leon Festinger beschrieb darin einen psychologischen Kompensationsmechanismus, den er während seiner Feldforschung in einer UFO-Sekte beobachtet hatte: Beim Auftreten einer kognitiven Dissonanz, also dem unangenehmen Gefühlskonflikt, daß die wahrnehmbare Wirklichkeit nicht mit persönlichen Erwartungen oder Glaubens- und Wunschkonzeptionen in Übereinstimmung zu bringen ist, bleiben den betroffenen Individuen nur zwei Optionen – entweder die eigene Meinung oder die aller anderen zu ändern. Insbesondere für Anhänger eines konkreten, geschlossenen Weltbilds komme nur die zweite Möglichkeit in Frage, da ihre Anführer in aller Regel Unfehlbarkeit für sich beanspruchten; demgemäß neigten sie dazu, die Realität mit allen Mitteln in Richtung ihrer Glaubenssätze umzubiegen.

Was auf Erlösungsreligionen und Gruppen von Endzeitfanatikern zutrifft, läßt sich ohne viel Phantasie auch auf politische Utopisten anwenden: Wo immer die Hoffnungen und Versprechungen auf eine mit »neuen Menschen« bevölkerte »bessere Welt« hinauslaufen, ist der Konflikt mit dem real existierenden menschlichen »Mängelwesen« (Arnold Gehlen) bereits vorprogrammiert. Insbesondere dort, wo die politisch machbare Erziehungsarbeit an Grenzen der Natur zu stoßen droht, wird deshalb meist zur oben genannten zweiten Möglichkeit gegriffen – die Technokraten der Gesellschafts- und Menschheitsoptimierung werden flugs zu Moralisten, wenn es darum geht, unwiderlegbare natürliche Gegebenheiten für indiskutabel zu befinden oder in einem Kraftakt der Projektion als »soziale Konstrukte« wegzuerklären.

Ein offenkundiges Beispiel für dieses Vorgehen in der Bundesrepublik liefert die Bevölkerungsentwicklung: Während es über ein Vierteljahrhundert hinweg gelang, die alarmierenden wissenschaftlichen Prognosen von Robert Hepps *Endlösung der Deutschen Frage* (1988) bis hin zu Herwig Birgs *Die ausgefallene Generation* (2005) durch Beschweigen zu deckeln oder zumindest innerhalb des geschlossenen

Fachdiskurses zu halten, hatte ein »Prominenter« des politmedialen Komplexes wenig Mühe, aus der bevölkerungspädagogischen Dogmatik auszubrechen: Thilo Sarrazins *Deutschland schafft sich ab* sorgte 2010ff. für ein derartiges Erdbeben, weil sich hier Fleisch vom Fleische des Establishments unverhofft nicht an die Spielregeln des etablierten Diskurses hielt. Der Geist des vollumfänglich gescheiterten Gesellschaftsexperiments, der damit aus der Flasche war und dem Buch rasenden Umsatz bescherte, ließ sich wiederum nur noch durch moralisierende Argumente nachhaltig bändigen: Gefühlsurteile wie »dumm und nicht weiterführend« (Angela Merkel) oder »sprachlich so was von gewalttätig« (Sigmar Gabriel) stellen so eine Schadensbegrenzungsvariante der berüchtigten Sentenz Thomas de Mazières dar: »Ein Teil dieser Antworten würde die Bevölkerung verunsichern.«

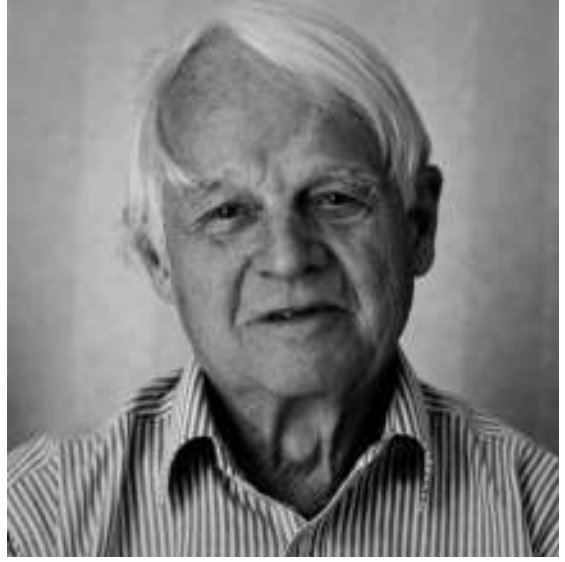
Im englischsprachigen Raum, insbesondere in den USA, ist man – wie so oft – auch diesbezüglich bereits deutlich weiter. Empirische Befunde, die das Gebot der *Diversity* desavouieren, werden dort seit einigen Jahren analog zur Minderheitengefühle verletzenden *Hate speech* als *Hate facts* bezeichnet und als Sakrilege behandelt. So erschien erst im Februar dieses Jahres ein Buch des US-Anthropologen Jonathan M. Marks unter dem Titel *Is Science Racist?* (»Ist Wissenschaft rassistisch?«); eine Frage, die Marks als notorischer Warner vor »pseudowissenschaftlichem« *Scientific racism* für dringend geboten hält. Die Pogromstimmung des etablierten akademischen Betriebs macht vor keinem noch so renommierten Abweichler halt: 2014 mußte James Watson, immerhin einer der beiden Entdecker des doppelhelikalen Aufbaus der DNA, im Alter von 86 Jahren seine Nobelpreismedaille von 1962 verkaufen. Watson hatte sich 2007 im Gespräch mit der *Sunday Times* bekümmert darüber geäußert, daß die objektiv falsche politische Annahme von der gleichen Intelligenz aller Menschen die Zukunftschancen Afrikas stark verschlechtere, war daraufhin zur akademischen »Unperson« geworden und infolgedessen in große finanzielle Schwierigkeiten geraten.

Trotz derart abschreckender Beispiele war und ist die anglophone, (in bezug auf die etablierten Diskursgängen) »skeptische« Wis-

senschaftslandschaft beeindruckend gut aufgestellt. Dazu gehören kontroverse Psychologen wie J. Philippe Rushton (*Rasse, Evolution und Verhalten*, 2005; vgl. *Sezession* 71) oder Kevin MacDonald, dessen alle Konventionen sprengendes Werk *The Culture of Critique* (1998, dt. 2013; vgl. *Sezession* 55) als Grundlage der gegenwärtigen rechten Kultur- und Medienkritik in den USA gelten kann. Tatsächlich konstituieren die sogenannten *Race realists*, also diejenigen Forscher, Publizisten und Aktivisten, die das Schönreden und Weglügen aller beweisbaren Rassenunterschiede ablehnen, mittlerweile einen ganzen nonkonformen Wissenschaftsbetrieb: den der *Human biodiversity* (kurz HBD), mit welchem Terminus einerseits ein Buchtitel des oben genannten Jonathan Marks von 1995 augenzwinkernd aufgegriffen und andererseits das gängige Schlagwort der *Diversity*, der Vielfalt, als eben biologisch determiniert und nicht nach Belieben gesellschaftlich formbar gegen seine Urheber in Stellung gebracht wird.

Eine herausragende Stellung kommt hierbei dem New Yorker Philosophieprofessor Michael Levin zu, dessen empiristisches Grundlagenwerk *Why Race Matters. Race Differences and What They Mean* 1997 nur in einer sehr kleinen Auflage erschien und erst 2005 weitläufig zugänglich gemacht wurde. Bereits im Vorwort redet Levin Tacheles: Das meiste, was im akademischen Bereich und darüber hinaus über Rassenangelegenheiten zu hören sei, sei »wenig besser als Astrologie« und ziehe ähnlich lange und gewundene Begründungen für unentwegte Irrtümer nach sich – und der Grund dafür seien die ideologischen Scheuklappen, die sich die eigentlich der Wahrheit verpflichtete Wissenschaft habe verpassen lassen. Er selbst schicke sich nun statt dessen an, das gesamte Rassennarrativ der vorangegangenen 60 Jahre »sturmreif zu schießen«, und zwar insbesondere durch Unterstützung der These, daß Intelligenz zum allergrößten Teil erblich sei und verschiedene Völker demgemäß verschiedene Durchschnitts-IQs hätten. Diese These samt ihrer fundamentalen gesellschaftlichen und kulturellen Implikationen war bereits 1994 vom Politologen Charles Murray und dem Psychologen Richard Herrnstein in ihrem gemeinsamen, ebenso kontrovers aufgenommenen wie einflußreichen Buch *The Bell Curve* für das Gebiet der Vereinigten Staaten aufgestellt worden.

Für den europäischen Raum ist mit Fug und Recht der emeritierte britische Psychologieprofessor Richard Lynn als Vorreiter des HBD-Standpunkts zu bezeichnen. Lynn hat im Laufe von 50 Jahren über 200 Fachartikel und ein knappes Dutzend Bücher über ethnische Intelligenzunterschiede veröffentlicht und ist Leiter des Ulster Institute for Social Research in Nordirland, das auch einen Gutteil seiner Werke – oft gemeinsam mit dem finnischen Politikprofessor Tatu Vanhanen – verlegt hat – darunter auch in überarbeiteter Auflage das wohl kontroverseste: *Dysgenics. Genetic Deterioration in Modern Populations* (zuerst 1996), welches die Ge-



Richard Lynn

schichte der Eugenik seit dem frühen 19. Jahrhundert und die durch die exponentielle Verbesserung der Lebensbedingungen seither eingetretene evolutionäre Negativselektion zum Thema hat. Lynns unbestrittenes Meisterwerk ist jedoch das in den USA erschienene *Race Differences in Intelligence. An Evolutionary Analysis* (2. überarb. Aufl. 2015), die bis heute umfangreichste Bestandsaufnahme der weltweit verfügbaren Daten über kognitive Fähigkeiten.

Von beträchtlicher Bedeutung für die Resilienz der HBD sind die zahlreichen kleineren Fach- und Theoriezeitschriften, die sich keinerlei politisch korrekten Sprachregelungen unterwerfen und so als Vektoren des als *Hate facts* geschmähten Wissens fungieren. Zu nennen sind vor allem die US-Periodika *The Occidental Quarterly* mit Kevin MacDonald als Chefredakteur und Richard Lynn als wissenschaftlichem Beirat sowie *American Renaissance* von Jared Taylor (vgl. *Sezession* 69). Im Vereinigten Königreich erscheint bereits seit 1961 die anthropologische Vierteljahrsschrift *Mankind Quarterly*, geleitet vom deutschen Biochemiker Gerhard Meisenberg mit abermals Richard Lynn als seinem Stellvertreter.

Und in Deutschland? Hier sind der Genetiker und Sozialhistoriker Volkmar Weiss (vor allem mit *Die IQ-Falle. Intelligenz, Sozialstruktur und Politik*, 2000) sowie der Anthropologe Andreas Vonderach (insbes. *Sozialbiologie. Geschichte und Ergebnisse*, 2012; demnächst *Gab es Germanen?*) zu nennen. Was das alles soll? Der HBD-Fraktion geht es insbesondere um einen grundlegenden Wandel in der Realpolitik, weg von egalitären Phantastereien, die nur Spannungen verschärfen, und hin zu einer gezielten – und empirisch fundierten – Ungleichbehandlung. Den politischen Nennwert der *Hate facts* beschreibt Michael Levin am prägnantesten: »Erst zu bestimmen, was fair sei, und dann auf dieser Grundlage die bestehenden gesellschaftlichen Verhältnisse zu attackieren, zäumt das Pferd von hinten auf. Die richtige Vorgehensweise ist, zuerst die Fakten zu prüfen und in ihrem Licht den Zustand der Gesellschaft zu beurteilen.« ■

200 Jahre Wartburgfest – Auftrag oder Folklore?

von Philip Stein

Wenn vom 20. bis 22. Oktober hunderte Burschschafter aus den beiden deutschen Republiken nach Eisenach pilgern, um das 200jährige Jubiläum des Wartburgfests zu begehen, werden vor allem in den Köpfen der jungen Männer nicht nur Vorfreude und Bierdurst den Takt bestimmen. Denn die burschenschaftliche Bewegung steckt in einer Sinnkrise – und diese jungen Männer spüren das. Große Jubiläen sind nicht zwingend nur Hort der Erinnerung und Freude, sie sind bestenfalls auch ein schmerzlicher, doch zukunftsweisender Bewußtwerdungsprozeß und fördern unangenehme Wahrheiten zutage. Auf die Zweihundertjahrfeier der burschenschaftlichen Bewegung (1815–2015) folgt mit großen Schritten und viel Tamtam das Wartburg-Jubiläum in Eisenach (1817–2017) – und dann das Ende einer großen deutschen Erzählung?

Die Krise der einstigen schwarz-rot-goldenen Rebellen verläuft entlang zweier Bruchlinien: Während ein nicht unerheblicher Teil der sich als Burschenschaften verstehenden Korporationen den billigen Schulteranschlag mit dem Establishment sucht und sich sinngemäß als »Erfinder des Grundgesetzes« und »Hüter der Demokratie« stilisiert (dabei vergessend, ignorierend, jedenfalls in Kauf nehmend, daß die burschenschaftliche Bewegung sich seit jeher als überstaatliche, nur den eigenen Gesetzen unterworfenen Institution begreift), arbeitet die traditionsreiche, doch personell geschwächte Deutsche Burschenschaft als einzig verbliebener Rechtsausleger unter den Verbänden an einem stillen, medial marginalisierten Wiederaufbau der eigenen Strukturen. Sie ist aus den Medien und Universitäten weitestgehend verschwunden und taugt jenen bestenfalls als reaktionäres Schreckgespenst zur denunziatorischen Wiedervorlage. Für diesen Verband waren die letzten Jahre ein Kampf im Innern. Man mußte Federn lassen dabei. Die vermeintlich Liberalen haben dem Verband überwiegend den Rücken gekehrt. Was übriggeblieben ist, wird von vielen als letzte ernsthafte Bastion des burschenschaftlichen Erbes betrachtet. Andere bezeichnen die Standhaften als kläglichen Rest einer verstreichen Epoche.

Wer den Zustand der deutschen Korporationen gnadenlos und ehrlich analysiert, wird

schnell zu dem Schluß gelangen, daß sich dieser akademische Mikrokosmos seit der sogenannten Wiedervereinigung vorrangig um die eigene Achse dreht. Revolution war gestern – und auch die studentische Revolte ist mit Rudi Dutschke und einem ehemaligen 68er als Außenminister und Vizekanzler im Orkus des bundesrepublikanischen Konsumstrudels verschwunden. Das Gros der deutschen Männerbünde, die Fackelträger des nationalen Aufbruchs, haben Schwert und Manifest gegen Parteibuch und Grundgesetz getauscht. Sie sind nicht länger der stechende, verletzende Dorn in Gesäß und Auge der repressiven Wasserköpfe der Nation. Vielmehr sind sie eingewachsen, aufgesogen und politisch kalkulierbar.

Wenn im Oktober die bunten Mützen nach Eisenach zurückkehren, wird zumindest ein Hauch von *Déjà-vu* in der Luft liegen. Denn die grundsätzlichen Forderungen der burschenschaftlichen Bewegung von einst unterscheiden sich nicht maßgeblich von jenen, die dieser Tage durch die Deutsche Burschenschaft vorgebracht werden. So forderten die Burschen in ihren »Grundsätzen und Beschlüssen des 18. Oktobers« zuallererst staatliche, wirtschaftliche und kirchliche Einheit, Rede- und Pressefreiheit, Gleichheit vor dem Gesetz, allgemeine Wehrpflicht und eine selbstbewußte, nationale Machtpolitik. Wer sich diese Forderungen in Zeiten der unbegrenzten Masseneinwanderung, einer staatlich legitimierten Gesinnungsjustiz, politischer Prozesse, der Auflösung der staatlichen Ordnung und organischer Gemeinschaften sowie der Selbstabschaffung der meisten europäischen Völker vor Augen führt, wird ihre brennende Aktualität und unbedingte Notwendigkeit erkennen.

Das Wartburgfest von 1817 diente maßgeblich als Veranstaltung zum Gedankenaustausch zwischen den Führern der jungen Bewegung und zur gegenseitigen Angleichung vor dem Hintergrund der gemeinsamen Stoßrichtung. Bereits ein Jahr später, am 18. Oktober 1818, wurde auf dem zweiten Burschentag in Jena eine Verfassung verabschiedet, die die »christlich-deutsche Ausbildung einer jeden leiblichen und geistigen Kraft zum Dienste des Vaterlandes« zum Ziel erhob. Der renommierte Studen-

tenhistoriker PD Dr. Dr. Harald Lönnecker faßt die frühe Burschenschaft wie folgt zusammen: »Die Burschenschaft wurzelte in den Freiheitskriegen, stand unter dem Einfluß Friedrich Ludwig Jahns, Ernst Moritz Arndts und Johann Gottlieb Fichtes, war geprägt durch eine idealistische Volkstumslehre, christliche Erweckung und patriotische Freiheitsliebe.«

Die burschenschaftliche Bewegung wurde in Folge nicht nur zur führenden Kraft einer jungen, progressiven und gewissermaßen autoritären Studentenrevolte im Dienste des Vaterlands. Sie sorgte als studentische Einheitsbewegung für den größtmöglichen Ausgleich zwischen konfessionellen und partikularistischen

das viele ihrer Grundforderungen nicht erfüllt? Sicher scheint zunächst nur, daß die burschenschaftliche Bewegung ihre revolutionäre Energie von 1817 und den Folgejahren verloren hat – doch welche Bewegung hat das nicht? Der in Wien-Wieden arbeitende linke »Streetworker« Jerome Trebing – bei Twitter unter dem Denunzianten-Pseudonym @MenschMerz unterwegs – hat die Rolle der rechten Burschenschaften in einem Vortrag in Marburg passend zusammengefaßt. Er stellt fest, daß die »großen Überschneidungen zum deutschnationalen burschenschaftlichen Milieu« einer der personellen Hauptgaranten für den Auf- und Ausbau der Identitären Bewegung und anderer nonkonformer Projekte



Gegensätzen. Die Ausbreitung des burschenschaftlichen Gedankens – und damit einhergehend des nationalen Funkens – auf nahezu alle deutschen Universitäten war nach dem initiierten Wartburgfest nur eine Frage der Zeit. Das Ziel: die Organisation und Zusammenführung aller Studenten einer Universität und später der ganzen Nation. In Hinblick auf die raschen Erfolge der deutschnationalen Studenten kann – wenn auch zunächst auf das akademische Milieu beschränkt – von der »totalen Mobilmachung« einer akademischen deutschen Einheitsbewegung und ihrer zahlreichen Anhänger gesprochen werden.

Der *Spiegel*-Redakteur Jan Friedmann attestiert dem Wartburgfest in einem Beitrag von 2007 dabei »weit mehr umstürzlerische Energie als 150 Jahre später Rudi Dutschke mit seinem Gefolge.« Die freigesetzte jugendliche Energie und die idealistische Radikalität gipfelten unter anderem in einem politischen Mord: Karl Ludwig Sand, Burschenschafter und spätere Ikone der radikalen Studentenbewegung, ermordete den der Spionage für Rußland verdächtigten Dramatiker und Schriftsteller August von Kotzebue mit einem Dolch. Kotzebues Credo »Bewahre uns Gott in Deutschland vor irgend-einer Revolution« beantwortete der 23jährige Sand der Legende nach mit den Worten: »Hier, du Verräter des Vaterlandes!« Auf das politische Attentat folgte die Repression gegen die gesamte bürgerliche und nationale Opposition.

Heute, im Schatten der großen Jubiläen, stellt sich vor allem eine Frage: Soll die Deutsche Burschenschaft nach 200 Jahren des Kampfes am Ende ein politisches System akzeptieren,

sind. Und weiter: »Wir können das in Österreich nachzeichnen, daß eigentlich bis auf Patrick Lenart alle führenden Kader aus burschenschaftlichen Strukturen kommen.« Egal wohin man blickt: rechte Publizistik, Mitarbeiter und Parlamentarier der FPÖ oder AfD, Leiter von Bürgerinitiativen oder patriotischen Rechtsanwaltskanzleien – Anzahl und Relevanz jener politisch Aktiven, die aus den Reihen der politisch gefestigten Deutschen Burschenschaft stammen, sind überdurchschnittlich hoch. Rechte Männerbünde wirken also wie ein Nährboden, sind Vorbereiter und Lenker einer geistigen Befreiung und Entwicklung. Wer sich selbst ehrlich zurückerinnert, wird in vielerlei Hinsicht feststellen können, daß ein ernsthaftes politisches oder publizistisches Engagement ohne die korporative Prägung vermutlich nie mit dieser Sicherheit und diesem Wille betrieben worden wäre. Es ist exakt diese politische Pädagogik, die nationale Männerbünde heute wahrnehmen müssen.

Statt davon zu phantasieren, in den kommenden Jahren wieder zu gesellschaftlicher Relevanz zurückzufinden und aktiv in den politischen Betrieb eingreifen zu können, ist es die zentrale und wichtige Aufgabe des Lebensbunds, junge mutige Männer auszubilden und in andere, wirkungsvollere Strukturen und Positionen zu entlassen. Diese Aufgabe ist keineswegs marginal. Sie ist edel und elementar. Oder, um es mit Karl Ludwig Sand zu sagen: »Es ist Zeit, daß ich die Träumereien lasse, und die Not unseres Vaterlandes drängt mich zum Handeln. Schriften und Reden wirken nicht. Nur die Tat kann noch einen Brand schleudern in die jetzige Schlawfrheit.« ■

Das »andere« Amerika – Henry David Thoreau zum 200.

von Wiggo Mann

Es scheint, als hätte Thoreau auch jenseits seines Jubiläums Konjunktur. Sie steht wohl in engem Zusammenhang mit einem Krisenbewußtsein, wie wir es nun schon eine ganze Weile wahrnehmen können. Der Name Thoreau und die Rezeption seiner Werke sind eng verbunden mit der Suche nach einer Alternative, nach möglichen – wenn auch nicht immer wirklichen – Auswegen. Seine Popularität hat insofern mit einer Sehnsucht nach Ratgeberliteratur zu tun.

Wen die Krise des politischen oder des ökonomischen Systems, unseres Regiert-Werdens und unseres Wirtschaftens umtreibt, der nimmt vielleicht seine berühmten Essays »Über die Pflicht zum Ungehorsam gegen den Staat« und »Leben ohne Prinzipien« zur Hand, die er 1848 und 1854 erstmals einem Publikum vortrug: »Unter einer Regierung, die irgend jemanden unrechtmäßig einsperrt, ist das Gefängnis der angemessene Platz für einen gerechten Menschen.«

Wer eine Lebens- oder Bewußtseinskrise verspürt, mag zu *Walden oder Leben in den Wäldern* (1854) greifen in der Hoffnung, einfacher und intensiver und natürlich bewußter leben zu lernen: »Es ist notwendig, zu einer gewissen Zeit ein ursprüngliches Leben geführt zu haben, zu wissen, was letzten Endes die Lebensnotwendigkeiten sind.« (Mittlerweile gibt es ein Outdoor-Magazin, das sich *Walden – Abenteurer vor der Haustür* nennt.)

Es war natürlich von diesen berühmten, wirkmächtigen Texten die Rede in den vielen Artikeln, die Thoreau, geboren am 12. Juli 1817 in Concord, in den letzten Wochen in den Feuilletons anlässlich seines Jubiläums würdigten. Das hat viel damit zu tun, daß sich im 20. Jahrhundert wichtige politisch-gesellschaftliche Strömungen auf Thoreaus Texte bezogen und Thoreau selbst eben nicht nur als Theoretiker und Autor erscheint, sondern als jemand, der die Alternative wagte und Konsequenzen für seine Überzeugungen in Kauf nahm.

Was man heute als PR-Coup inszenieren würde, geschah damals wohl still: Am 4. Juli 1845 bezieht Thoreau am Nordufer des Walden Pond unweit seiner Heimatstadt eine selbstgebaute Hütte »allein im Walde und verdiente meinen Lebensunterhalt einzig mit meiner Hände Arbeit. Dort lebte ich zwei Jahre und

zwei Monate lang«. Das Grundstück hat ihm sein Freund und Mentor Ralph Waldo Emerson zur Verfügung gestellt unter der Auflage, Thoreau solle ein Stück Land urbar machen und einen Gemüsegarten, vor allem mit Bohnen, anlegen. Und in diese zwei Jahre als Teilzeitaussteiger und -eremit (denn Thoreau empfängt häufig Besuch und hält Kontakt zu Nachbarn und Freunden) fällt auch seine Weigerung, die Kopfsteuer zu entrichten – aus Protest gegen die Expansionspolitik der Vereinigten Staaten auf mexikanischem Gebiet und gegen die noch immer geduldete Sklaverei. Im Zuge dessen kommt es zur Inhaftierung Thoreaus: Der zuständige Beamte, Constable Sam Staples, ist ein Freund des Steuerverweigerers und bietet ihm an, die Summe auszulegen, doch Thoreau lehnt ab – er könne die Steuer zahlen, wolle aber nicht. Daß er nach einer Nacht wieder das Gefängnis verlassen darf, ist wohl Thoreaus Tante zu verdanken, die schließlich das Geld hinterlegt.

Diese Episode stellt die Grundlage dar für »Über die Pflicht zum Ungehorsam gegen den Staat«, einen Text, auf den sich auch Mahatma Gandhi, die amerikanische Bürgerrechts- und die spätere Anti-Vietnamkrieg-Bewegung ebenso bezogen wie Teile der Hippies und der Naturschutzbewegung auf *Walden*. Allerdings können diese Texte nicht nur in einem progressiven Sinne gelesen werden. Vielmehr – und das macht die Virulenz Thoreaus aus – bieten sie unter veränderten Vorzeichen auch für Rechte und Konservative viele Anknüpfungspunkte, was die Reaktion des einzelnen auf die Zumutungen von Staat und sogenannter Zivilgesellschaft betrifft.

Trotzdem muß hinsichtlich der wirkmächtigsten Texte Thoreaus gesagt werden: »Ein origineller Denker war Thoreau nicht« (W.E. Richartz), denn dafür sind seine Essays zu impulsiv, zu idealistisch, zu widersprüchlich, sein Menschenbild vielfach zu optimistisch. Zudem konnte er auf Vorbilder zurückgreifen. Als wacher Kopf nahm er den Zeitgeist auf, und der tobte in seiner nächsten Umgebung ganz besonders, war zu jener Zeit durchaus ein rebellischer, der Neues anstieß. Anders als im alten Europa zeigte sich das Rebellische während der 1830er und 1840er Jahre in den USA nicht durch revo-

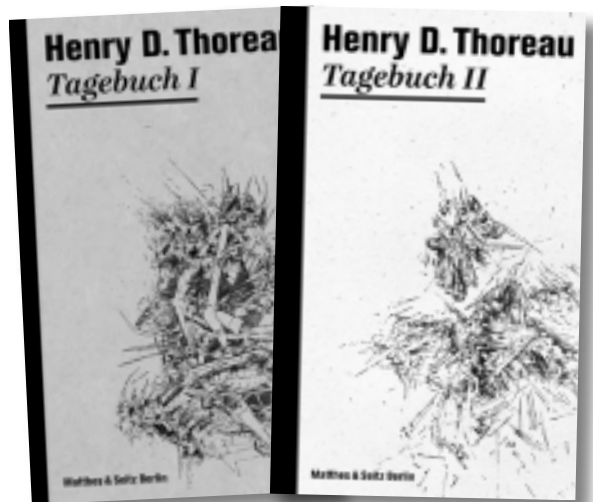
lutionäre Bewegungen, sondern eher in reformerischen Ideen des Zusammenlebens und der Bildung sowie im religiösen Separatismus. Zu nennen wären die Abspaltung der Unitarier von den Presbyterianern, die Gründung der Mormonen-Kirche, das Entstehen diverser kibbuz-artiger Kommunen und Kollektive sowie die Erprobung einer neuen, repressionsfreien Pädagogik. Die kleine Stadt Concord im Neuenglandstaat Massachusetts entwickelte sich zum Zentrum der neuen Ideen und Strömungen, in Wirkung und Anziehungskraft vergleichbar mit dem Weimar der Klassik, dem Jena der Frühromantik oder dem Schwabing der Boheme. So verwundert es nicht, daß vor Thoreau bereits Charles Wheeler und Ellery Channing, die zu Thoreaus engerem Freundeskreis gehörten, das einsiedlerische Leben im Wald erprobt hatten. Und ein anderer Freund, der Schriftsteller und Pädagoge Amos Bronson Alcott, machte schon vor Thoreau vom Widerstandsrecht der Steuerverweigerung Gebrauch.

Die wichtigste intellektuelle Figur von Concord ist der Philosoph und Begründer des romantisch geprägten Transzendentalismus Ralph Waldo Emerson; auf seine Initiative hin ziehen etwa Nathaniel Hawthorne und Margaret Fuller in die Stadt. Thoreau, ein durchaus schwieriger Charakter, ein Eigenbrötler und Querulant, steht in engem Kontakt zu ihnen, arbeitet etwa als Herausgeber und Redakteur für Emersons Projekte, als Gärtner für Hawthorne oder als Lehrer in einer zusammen mit seinem Bruder gegründeten Privatschule, wo er die Kinder in Latein, Griechisch, höherer Mathematik und Englisch unterrichtet und ansonsten mit ihnen Wanderungen unternimmt sowie Tiere und Pflanzen beobachtet.

Überhaupt besticht Thoreau, der aus bescheidenen Verhältnissen stammt (sein Vater brachte das Vermögen des Großvaters durch) und am Harvard College studierte, durch seine Vielseitigkeit und seinen Sinn fürs Praktische. Er unterschreibt manchmal mit »Henry David Thoreau, Civil Engineer« und gibt in einem Fragebogen zu seinem Beruf an: »Ich bin Schulmeister, Hauslehrer, Landvermesser, Gärtner, Landwirt, Maler – ich meine Anstreicher –, Zimmermann, Maurer, Tagelöhner, Bleistift- und Schleifpapierproduzent, Schriftsteller und manchmal Dichterling.« Emerson schätzte offensichtlich den Praktiker Thoreau, bemerkte aber kritisch über seinen Freund: »Thoreau mangelt es an einem gewissen Ehrgeiz in seiner Mischung [...]. Statt den amerikanischen Ingenieuren vorzustehen, ist er der Anführer einer Blaubeersammlergesellschaft.«

Auch wenn sich Thoreau zwischen Theorie und Praxis verzettelt haben mag und er kein herausragender politischer oder philosophischer Denker war, so bleibt er doch ein großer Schriftsteller. Zusammen Herman Melville, Nathaniel Hawthorne, Walt Whitman, Emily Dickinson und Edgar Allan Poe stand er an der Wiege der US-amerikanischen Literatur, war Teil der American Renaissance, der Phase, in der sich eine ei-

genständige US-amerikanische Literatur herausbildete und deren erste Meisterwerke entstanden. Thoreaus große Könnerschaft zeigt sich in seinen Beschreibungen von Pflanzen, Tieren und Naturphänomenen, in seinem Bewußtsein für den Raum, in dem er sich bewegt, für die Erde, auf der er steht. Nachzulesen ist das nicht nur in den diversen Passagen des Klassikers *Walden*, sondern etwa auch in *Ktaadn*, dem 2017 erstmals ins Deutsche übersetzten Bericht über die Besteigung des Mount Kathadin in Maine (Jung und Jung 2017. 153 S., 20 €).



Erbältlich bei antaios.de

Der Verlag Matthes & Seitz Berlin hat sich nun an die Übersetzung von Thoreaus eigentlichem Hauptwerk herangewagt: seinem Tagebuch mit einem Gesamtumfang von 47 Manuskriptbänden, das er fast lückenlos von 1837 bis 1861 führte. Der erste Teil erschien 2016 (326 S., 26,90 €), seit diesem Jahr liegt das *Tagebuch II* (377 S., 26,90 €) vor, das auch die Zeit des Walden-Experiments umfaßt. Hier gibt es viele Einträge zu entdecken, die Thoreau als einen der Mitbegründer des Nature Writing ausweisen, einer genuin anglo-amerikanischen Literaturgattung, die man vielleicht als ein Schreiben über Natur und in der Natur bezeichnen könnte. Flora, Fauna, Eiskristalle, Wolkenformationen, Wind – nichts entgeht dem wachen Blick Thoreaus. Kein Wunder, daß er einmal schreibt: »Ich bin heimisch in der Welt.« Bemerkenswert an den Beschreibungen, die sich in seinem Tagebuch finden, ist ein stiller, zurückhaltender Humor, der sich auch dann zeigt, wenn er über seine Mitmenschen berichtet, und den man in seinen anderen Schriften selten antrifft.

Thoreau starb am 6. Mai 1862 nach langer Krankheit. Sam Staples, der Mann, der ihn einstmals verhaftet hatte, war bei ihm und schrieb später: »Habe nie eine Stunde mit größerer Befriedigung verbracht. Habe nie einen Mann mit soviel Freude und Frieden sterben sehen.« ■

Kontrakultur – Schlaglichter

von Till-Lucas Wessels

I.

Wer Halle an der Saale zum ersten Mal sieht, wird die Stadt nicht leiden können. Besonders wenn er aus dem Westen kommt – es ist einfach so. Das liegt nun einmal in der Natur einer Ost- und Arbeiterstadt, von deren Höhen der Sozialismus einige abgeschliffen hat, während er die Tiefen schmerzhaft hervoraltern ließ oder allenfalls mit grauem Beton in seiner häßlichsten Form aufgoß. Und so ist die Saalestadt in ihrer ganzen Topographie und der Bevölkerungszusammensetzung der verschiedenen Stadtteile eine störrische Schönheit, die erst entdeckt werden muß – das tut man am besten weder vom Bahnhof noch von der Autobahn aus. Ich wußte das nicht, als ich zuzog, war tatsächlich noch nie hiergewesen und schrieb mich auf Empfehlung eines Freundes blind an der Martin-Luther-Universität ein. Das war 2011. Ein Jahr später klebte ich meinen ersten politischen Aufkleber über ein Werbeplakat für eine *Queer-studies*-Veranstaltung, das vor meiner Haustür hing.

Von diesem Aufkleber führt ein gerader und in der Retrospektive logischer Weg bis zu diesem Artikel, und auch wenn ich weiß, daß viele unserer Leser darauf stehen, will ich nicht groß aus dem Nähkästchen plaudern. Nur soviel: Jeder Student beschließt irgendwann, wieviel ihn der politische Teil des Hochschullebens angeht. Das kann von der Mitgliedschaft in einer Studentenverbindung über den Besuch des Antifa-Plenums bis hin zum politischen Mord reichen. Der Großteil der Studenten aber möchte – wie überhaupt der Großteil der Menschen – hauptsächlich in Ruhe gelassen werden, und so ist ein Schritt ins Politische gleichsam ein Schritt weg von der Beliebigkeit, weg von WG-Feiern und Bibliothekssälen in einen Raum hinein, wo – ganz neutral gesagt – wesentliches Denken und Handeln möglich wird. Dem politischen Studenten werden andere Chiffren in der Sprache seiner Mitmenschen auffallen, er kann an keinem Laternenpfahl oder Stromkasten vorbeigehen, ohne nach Aufklebern oder Plakaten zu suchen, er unterwirft sich freiwilligen Zwängen, die seinen Kommilitonen hirnrissig erscheinen, wenn sie sie mitbekommen, und er versucht, wenn sein Engagement aufrichtig ist, auch andere für diese Disziplin zu begeistern. Er stiehlt sich, und das ist nicht nur romantisierend gemeint, aus dem Alltag hinaus und begibt sich in eine Gegenkultur.

II.

Der erste öffentliche Stammtisch der Gruppe Kontrakultur Halle fand im Herbst 2014 in dem prallgefüllten Nebenzimmer einer schlechtbesuchten Kellerkneipe statt, die man vermutlich nichtmal für ihr Dart-Team kennt. Die Truppe war buntdurchmischt, ungefähr die Hälfte ist heute auf die eine oder andere Art und Weise noch dabei. Stammtisch – nebenbei bemerkt – kann hier wörtlich genommen werden: Es gab Bier, Knak-

»Unsere Aufgabe als Jugendbewegung ist es, der Multikulti-Ideologie eine kreative Form der Subversion entgegenzusetzen, eine identitäre Gegenkultur, die für uns anschließfähige Ideen, Motive und Narrative selbst dort aufspürt, wo sie kaum jemand erwartet.«

Mario Alexander Müller (Hrsg.): *Kontrakultur*, Schnellroda 2017.



ker und Musik aus der Dose, die der Wirt nicht ausstellen wollte. Vor allem aber gab es schon wenige Wochen später einen Lesekreis, der sich mit behutsam ausgewählten Aufsätzen und Fragmenten der Gedankenwelt neurechter und identitärer Prägung näherte. Dazu: ein Pflichtvortrag für jeden, der es mit seinem Engagement ernst meint. Manch ein Philosoph würde wahrscheinlich die Hände über dem Kopf zusammenschlagen, eigentlich hätten wir mit Platons *Politeia* anfangen müssen – wir aber lasen Kleine-Hartlage und Lichtmesz, Venner und di Tullio.

Mehr als eine wirkliche Bildungsveranstaltung waren diese Abende das genauere Abklopfen eines vordergründig vorhandenen weltanschaulichen Grundkonsenses und auch die erste Prüfschau: Wer hat etwas zu sagen? Wer hat seinen Vortrag ernsthaft vorbereitet und wer nicht? Wo liegen die Stärken, wo die Defizite – kurz: Wer taugt, und wofür taugt er? Dieses halbe Jahr Lesearbeit, Anspannung und Vorfreude ist – das glaube ich immernoch – ein unschätzbare Vorsprung, den wir vor den Ereignissen hatten, die in jenem Herbst ihre Schatten vorauswarfen und sich erst im Sommer 2015 in ihrer ganzen Vehemenz und Unbedingtheit offenbarten.

Die prominenten beiden »Roten« – Melanie und Mario – von Kontrakultur. Hier auf Nachtwache im Haus.

III.

»Patriotische Europäer gegen die Islamisierung des Abendlandes« ist ein sperriger Name, wir fanden ihn alle scheiße. Aber vielen Leuten schmeckt Bratwurst mit Senf besser als Lammkarree mit Schalotten-Portwein-Jus, und plötzlich war der Dresdner Neumarkt voll mit Menschen. Als ich das erste Mal hinfuhr, waren es 18000 – es war ein Erlebnis, das sich nicht trivialisieren läßt. In meiner Erinnerung ist das alles zu einem großen Gemälde zusammengefließen: das vorweihnachtlich kalte Dresden, der heiße Glühwein in der Hand, das warme Licht der alten Laternen, welches Revolutionen im Herbst so reizvoll macht. Später dann Einkehr in der Dresdner Neustadt mit gesundem Selbstbewußtsein und einer Fahnenstange in der Hand – dunkles Bier, Käsespätzle (ernsthaft, ja) und verschwörerische Gespräche inmitten von rotweinlinken Bobos. Auf der Rückfahrt trotz aller Massenverachtung eine fast unverschämte Ergriffenheit, gleichzeitig das Unbehagen: Wie zerbrechlich und spröde der bürgerliche Widerstand doch ist, wie abhängig von einer existentiellen Bedrohung – und die Frage, wieviel »Stille Nacht«, Taschenlampen und Nationalhymne dagegen dann noch ausrichten können.



*Studierstube,
Schaltzentrale.*

IV.

Unsere Antwort auf diese Frage heißt Aktivismus. Wer bei Kontrakultur Aktivist ist, muß in seine Wochenplanung im Schnitt ein bis zwei zusätzliche Arbeitstage (Vollzeit) miteinrechnen, Sport und Aktionen kommen noch dazu. Was für andere ein Ritual, ein Hobby oder eine Phase ist, haben wir zu unserem Lebensentwurf gemacht.

Aktivismus bedeutet vor allem Druck. Druck, den man ausüben muß auf die Akupressurpunkte der Öffentlichkeit, Druck, den man verteilen kann auf verschiedene Schultern, der aber auch auf jedem einzelnen lastet und so auf den Ohren liegt, daß die Dinge erstmal durch ihn durchmüsen, bevor sie bei einem ankommen. Der Druck schweißst zusammen; wer ihm nicht gewachsen ist, platzt ab. Bei anderen ist irgendwann die Luft raus, das kann mal schnell gehen und mal schleichend. Egal was man tut: Dieses Grundrauschen wird man nicht mehr los.

Inzwischen haben wir als eingespielte Truppe ein ganz gutes Gefühl im Umgang mit den Ventilen entwickelt, wir wissen, unter welchem Kes-



sel gezündelt werden muß, damit der Dampf durch die Rohre des Gestells dröhnt. Und wenn es dann alle paar Wochen einen Angriff gibt, ein Fehler passiert oder ein Streit ausbricht, wird klar: Wir bewegen uns an der Grenze des Barometers und im Bereich der Feinjustierungen.

*Blick aus dem Fenster:
Steintorcampus der
Martin-Luther-Universi-
tät Halle.*

Das alles funktioniert nur, weil wir uns alle einig sind, daß wir es ernst meinen. Wenn unsere Aktivisten mit einem Banner à la »NO WAY – You will not make Europe your home!« Illegale in Empfang nehmen oder Schlepperboote im Mittelmeer blockieren, dann ist das eine klare Forderung, die wir bis zum Ende durchdacht haben. Aktivismus kann Freude bereiten, zum Lachen bringen und zum Heulen komisch sein – aber das alles ist kein Spaß.

V.

Wer eine Sache ernst nimmt, der steckt Herzblut hinein und versucht, das bestmögliche Ergebnis zu erzielen. Da braucht es immer wieder die Typen, die drängeln, die nochmal mit dem Feinstrich drübergehen, wenn allen anderen nach acht Stunden Bannermalen die Knie wehtun, aber auch die, die einen Witz machen, wenn einem gerade die Steine um die Ohren fliegen. Mit der Zeit wird die Gruppe zum einem richtigen Organismus, in dem jeder und jede einen Ort hat, der über bloße Ämter meilenweit hinausgeht. Daß von diesem Gruppengefühl ein Außenstehender nicht viel mitnehmen kann außer der Erfahrung, nicht dazuzugehören, und dem Wunsch, das zu ändern, ist Gesetz. Die studentischen Linken, jedenfalls die, mit denen wir es in Halle zu tun haben, kennen keine verschworenen aktivistischen Gemeinschaften. Die Verachtung von vertikaler Ordnung und Disziplin verunmöglicht es ihnen, einander auf Augenhöhe zu begegnen, wenn es darauf ankommt. Wo die Hierarchie geächtet wird, muß sie über tausend Umwege, Winkelzüge und Befindlichkeiten andauernd neu verhandelt werden. Dabei bleiben auf der Strecke: Schlagkraft, Kameradschaft und Demut – es ist ein Strukturproblem, welches nur noch durch Masse kompensiert werden kann.

VI.

Qualität wirkt anziehend. Schier unwiderstehlich wird sie jedoch, wenn sie aus einer Richtung kommt, in der man sie nicht vermutet. Wir merken das alle paar Wochen, wenn Journalisten uns in Halle besuchen, zum Essen einladen, kluge oder dumme Fragen stellen und am Ende ihrer Entgeisterung darüber Ausdruck verleihen, daß wir unseren Aktivismus professionell betreiben. Wir sind inzwischen so weit, daß wir mit dem, was wir



Spontane Einweihungsfete, während eine »antifaschistische« Demo unter dem Motto »Kick them out« am Haus vorbeizog.

im Rahmen unserer politischen Tätigkeiten gelernt und geübt haben, unseren Lebensunterhalt verdienen könnten. Ich bin mir sicher, daß das dem einen oder anderen Schreibnichtigut auffällt, der mit uns im Café sitzt, und mancher wird beim Durchgehen seiner Aufzeichnungen verwundert den Kopf geschüttelt und sich gefragt haben, warum wir so viel Arbeit in ein Projekt stecken, das uns nur mit noch mehr Arbeit belohnt. Dem zugrunde liegt ein durchkapitalisiertes Verständnis von Dienst und Lohn, dem wir uns bewußt entziehen. Wirklich reizvoll wird die Arbeit an einer Sache erst, wenn man sich dadurch nicht seinen Lebensunterhalt verdient, sondern das Leben selbst. Nichts anderes macht die Identitäre Bewegung.

VII.

Vor ziemlich genau einem Jahr fiel die Entscheidung, in Halle ein rechtes Hausprojekt aufzuziehen. Damit hatte sich von einem Tag auf den anderen der Fahrplan für das Projekt Kontrakultur vollständig verschoben. Vorher waren wir händeringend auf der Suche nach geeigneten Vortragsräumen gewesen, jetzt sollte es ein ganzes Objekt werden mit Wohnungen, Büros und Freizeiträumen. Die Nachricht schlug ein wie eine Brandbombe, und sie kam genau zur rechten Zeit. Als Gruppe hatten wir zu diesem Zeitpunkt gewissermaßen einen Wachstumszyklus abgeschlos-

sen: Der überwältigende Zulauf im Rahmen der Asylkrise hatte auf einen Schlag viele neue Gesichter in unsere Reihen gespült, plötzlich lag eine ganze gesellschaftliche Flanke offen, in der wir uns festbeißen konnten, und wie jede rechte Gruppe tanzten wir im Sommer 2015 den Zappeltanz zwischen Bürgerbewegung und aktivistischer Avantgarde. Nun, ein Jahr später, waren wir auf einen stabilen Kern und ein fruchtbares Umfeld zusammengedampft. Allerdings fehlte die große Dynamik, die Welle, auf der man schwimmen konnte. Mitten in diese Wartestimmung hinein also die Nachricht: »Männer, wir kriegen ein Zentrum.«

So fingen wir an, unsere Festung auszubauen. Dabei standen wir vor einer fast unlösbar erscheinenden Aufgabe: Das Objekt, welches direkt am geisteswissenschaftlichen Campus lag, mußte so lange wie möglich geheim bleiben; gleichzeitig waren in den Räumlichkeiten jedoch Abriß- und Renovierungsarbeiten zu erledigen. Wie das hingehauen hat – ich kann es wirklich nicht sagen. Der eine oder andere hat im Rigipsstaub sicher ein paar Monate seines Lebens gelassen, andere verbrachten ihren Feierabend mit dem Vorschlaghammer und fielen erst nachts wie ausgefegt ins Bett, nur um am nächsten Nachmittag wieder auf der Matte zu stehen.

Parallel dazu liefen die Planungen und Konzeptualisierungen auf Hochtouren – wenn wir jedes Projekt verwirklichten, das ursprünglich für das Haus angedacht war, bräuchten wir vermutlich das Doppelte an Räumlichkeiten. Das alles unter dem Mantel des Schweigens. Insgesamt

haben wir gut ein Dreivierteljahr gezitert und geackert, bis alles stand. Einen Tag, nachdem wir die Sicherheitsarchitektur angebracht hatten, erschien der erste linke Artikel – zu spät. Was bleibt, sind kosmetische Kleinigkeiten; im Moment schreiben wir an unserem Programm für den Herbst.

Am 11. Juli bestand das Zentrum seine erste Feuerprobe. Von seiten der Studentenvertretung hatte man – pikiert ob so intimer Nähe, von unserer Haustür sind es zehn Meter bis zum studentischen Aufenthaltsraum – zu einer Demonstration gegen uns und unser Objekt aufgerufen. Für uns war das eine willkommene Gelegenheit, Flagge zu zeigen, und man kann sagen: nach fast einem Jahr Versteckspiel auch eine Befreiung. »Halle ist nicht Hamburg – Patriotismus statt linker Gewalt« war bereits am Morgen auf zwei Großtransparenten zu lesen, die wir in Richtung des geisteswissenschaftlichen Campus aus unseren Fenstern hängten.

Im Windschatten des G20-Gipfels blieb der Tag bis auf kleine Zwischenfälle ruhig, trotzdem waren fast hundert Gäste gekommen, um im Zweifelsfall die Tür zu halten. Beim Aufräumen

am Abend braucht kein Resümee gezogen zu werden: Über den Augenringen der durch Nachtwachen und Aufräumarbeiten übermüdeten Kameraden liegt das Lächeln genügsamer Zufriedenheit, spätestens als jeder sein Feierabendbier in der Hand hält.

Wir haben an diesem Abend in unzähligen persönlichen Gesprächen einige Ankündigungen gemacht, die sich immer wiederholt haben. Ich möchte sie hier niederschreiben – sie gelten für diejenigen, die uns von Anfang an unterstützt haben, für diejenigen, die versteckt den Erfolg oder Mißerfolg unseres Projekts abwarten, für diejenigen, die uns auf offener Straße mit unserem Namen ansprechen, weil sie hoffen, daß wir ihnen Informationen verkaufen, und auch für den nächtlichen Besucher von letzter Woche, der ankündigte, mit einer Handgranate wiederzukommen: Wir bleiben grundsätzlich, wir bleiben verschwiegen, wir bleiben wach. Wir bleiben. ■

»Wir sind keine Initiative ›besorgter Bürger‹ und geprellter Sparer, keine diffuse Massenveranstaltung gegen ›die da oben‹, keine Partei, die intrigiert und ihre Ideale ausverkauft. Eines seid Euch gewiß: Wir sind nicht die letzten von gestern, sondern die ersten von morgen!«

Mario Alexander Müller:
Kontrakultur.



Till-Lucas Wessels.

500 Jahre Reformation: Eine Bücherschau

von Konrad Gill

Seit 2007 begehnen der staatsnahe Kirchenbund EKD und in der Folge auch die Bundesrepublik mit ungewöhnlichem Aufwand das sogenannte Reformationsjubiläum. Dabei handelt es sich, genauer gesagt, um die 500. Wiederkehr des Tages, an dem der Augustinereremit und Wittenberger Theologieprofessor Martin Luder seine »95 Thesen gegen den Ablass« an den für die Ablässe zuständigen Erzbischof von Magdeburg und Mainz schickte. Hernach schrieb er sich »Luther« in Anlehnung an *Eleutheria*, »Freiheit«. Dieser 31. Oktober 1517 gilt seit dem 17. Jahrhundert unter Lutheranern als Geburtsstunde ihrer Konfession. Die heutige EKD, die sonst erhebliche Profilneurosen in bezug auf ihre Konfessionsvergangenheit hat, steht mit ihren Feierlichkeiten in bemerkenswerter Kontinuität zu ihren Vorgängern aus früheren Jahrhunderten. Neu ist, daß im 21. Jahrhundert die Unterschiede zwischen den evangelischen Glaubensgruppen so klein geworden (und verbleibende Differenzen zudem im öffentlichen Bewußtsein dermaßen nivelliert) sind, daß das an sich rein lutherische Jubiläum als »Reformationsjubiläum« gelten darf.

Manche dem Experten längst bekannte Information dürfte im Gefolge dessen nun Eingang ins Allgemeinwissen finden: daß Luther weder die erste deutsche Bibelübersetzung erstellte noch diese Übersetzung die erste war, die weite Verbreitung fand; daß der Thesenanschlag vielleicht und der berühmte Satz »Hier stehe ich ...« ziemlich sicher Legenden sind usw. Andere Fragen dagegen dominieren die Fachgespräche: Brachte die Reformation die Moderne zum Durchbruch, oder bedingte andersherum der einsetzende Modernisierungsprozeß die Reformation? War die Reformation in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts ein Renaissance-Phänomen, oder verwies sie bereits auf die Neuzeit? War Luther ein später mittelalterlicher Mystiker oder seiner Zeit weit voraus?

Solche und weitere Forschungsperspektiven zu entwickeln und akademische Thesen zu popularisieren, dürften die verbreitetsten Motive für Autoren gewesen sein, eine Flut von Neuerscheinungen rund um das Thema Reformation zu liefern. Eine kleine Auswahl sei hier vorgestellt.

1. Es ist kein leichtes Unterfangen, die Reformation in den Gesamtzusammenhang der religiösen, weltanschaulichen und politisch-gesellschaftlichen Veränderungsprozesse zwischen Mittelalter und Neuzeit zu stellen. Nicht erschöpfend, aber doch detailreich und interdisziplinär ambitioniert gelingt das einem von Mitgliedern des Wissenschaftlichen Beirats zum Jubiläum verfaßten Band (Udo di Fabio/Johannes Schilling (Hrsg.): *Die Weltwirkung der Reformation. Wie der Protestantismus unsere Welt verändert hat*, C.H. Beck 2017. 206 S., 16,95 €). Acht Autoren haben vom umfangreichen Aufsatz bis zur kurzen Miscelle Texte beigetragen. Die kürzesten Beiträge über die Bedeutung von Wittenberg und über Luthers Bibelübersetzung bleiben oberflächlich, man überblättert sie mit Achselzucken. Schwer zugänglich durch seine komplexe Sprache mit Hang zum verquastem Soziologendeutsch, aber dennoch lesenswert ist ein Aufsatz über »Protestantismus und Moderne«, in dem der Autor Epochenphänomene wie die Hinneigung zur Individualität als Bedingungen der Reformation präsentiert, welche aber zugleich diesen Phänomenen weiteren Existenzraum gab. Die weltweite (und vergleichsweise schnelle) Ausbreitung des Protestantismus als Beitrag zur Frühglobalisierung behandelt ein anderer Aufsatz: Durch Mission einerseits, durch Kolonisierung, Flucht und Auswanderung andererseits verbreitete sich evangelisches Gedankengut auf alle Kontinente. Mit »Die Dialektik der Neuzeit im Geist der Reformation« schließlich arbeitet der Herausgeber di Fabio schön heraus, wie sehr die Reformation Teil des neuzeitlichen Programms ist, sich durch (selbstgewählte) neue Bindungen aus den überkommenen zu lösen. Das dadurch entstehende Potential für neue Probleme verschweigt der Autor nicht.

Der gewichtigste Grund, zu diesem Buch zu greifen, ist aber der erste und längste Beitrag: Thomas Kaufmann bietet auf gut 50 Seiten einen Gesamtüberblick über den geschichtlichen Ereigniszusammenhang, den wir »Reformation« nennen. Sicherlich könnte diese Einführung noch konzentrierter sein, dafür liest sie sich gut und kurzweilig. Eine ideale historische Einführung für sehr eilige Leser!

2. Einen noch geringeren Umfang, auch einen erheblich geringeren Anspruch hat ein Einführungsband aus der Feder des (man erschrickt, aber hier zu Unrecht) Kulturbeauftragten der EKD (Johann Hinrich Claussen: *Die 95 wichtigsten Fragen: Reformation*, C.H. Beck 2016. 175 S., 10,95 €). In 95 teils banalen, teils überraschenden Fragen entfaltet Claussen ein religionsgeschichtliches Panorama, aus dem man angesichts des Umfangs viel lernen kann. Das Bändchen ist für thematische Einsteiger geschrieben, eignet sich aber auch dem Kenner als Repetitorium. Die Frageform bietet Raum für historische Details (»Warum wäre Polen beinahe evangelisch geworden?«), kleine Provokationen (»Haben die Türken Luther geholfen?«) und komplexe Erörterungen (»Was ist das Prinzip des Protestantismus?«) ebenso wie für viel zu knappe Abfertigungen (»Wie deutsch war Luther?«). Nicht alle dieser Fragen führen wirklich weiter, manche sollen lediglich einen Aufhänger für die Erzählung einer reformationshistorischen Episode bieten (»War Calvin tolerant?«). Erfreulich ist, daß die Reformation in diesem Buch weit mehr ist als Luther; Claussen macht Zwingli und Calvin ebenso zum Thema seiner Fragen wie die radikalen »Schwärmer«

mann zwar nicht frei, aber angesichts der Fülle der historischen, theologischen, politisch-sozialen und biographischen Aspekte, die er abhandelt, ist das Buch dennoch lesenswert.

4. Das genaue Gegenstück zu den dicken Jubiläumsschmökern, auch die Gegenposition jeder auf Luther fixierten Darstellung liefert die »realpolitisch« betrachtende Abhandlung einer katholischen Kirchenhistorikerin (Marianne Sammer: *Mönchsgezänk. Reformation vor Luther?*, Karolinger 2016. 152 S., 19,90 €). Die Frühreformationen im allgemeinen und der lutherische Aufbruch im besonderen sind bei ihr fest eingebunden in machtpolitische Zusammenhänge. Nicht Luther, so legt sie nahe, war der Reformator, sondern die Fürsten, die sich vom Übertritt ins Lager der Romgegner einen Machtgewinn versprochen – und ihn über das *Ius reformandi* auch bekamen. Der Landesfürst (auch der katholisch gebliebene!) wurde zum Wächter der Glaubenstreue seiner Untertanen, grenzte sich vom konkurrierenden Nachbarn ab und gewann generell eigenes Profil. Man hat Sammers Darstellung als Teil einer Argumentationstradition zu lesen, die nahelegt, daß eine Reformation auch ohne Luther



und auch die »katholische Reformation«. Für thematisch wenig Vorgebildete ist dies wohl das beste Buch aus der hier vorgestellten Auswahl; es wird von verschiedenen Landeszentralen für politische Bildung in einer Sonderausgabe gegen Verwaltungskostenpauschale abgegeben.

3. Eine große, auf ein breites Publikum zielende Reformationsgeschichte stammt von dem schon erwähnten umtriebigen lutherischen Kirchenhistoriker Thomas Kaufmann, der im Umfeld des Jubiläums ein halbes Dutzend Bücher zum Thema auf den Markt geworfen hat (Thomas Kaufmann: *Erlöste und Verdammte. Eine Geschichte der Reformation*, C.H. Beck 2016. 508 S., 26,95 €). Sein Buch, in schöner Typographie mit zahllosen Abbildungen und einem fast 80seitigen wissenschaftlichen Apparat ausgestattet, ist ein Zwitter aus einer wissenschaftlichen Darstellung und einem Lese- und Geschenkbuch für viele. Dem Fachmann wird es eher keine neuen Erkenntnisse schenken, für das große Publikum ist es wohl zu anspruchsvoll. Von Vorurteilen ist Kauf-

stattgefunden hätte. Sammer bettet ihre These, die freilich nur eine Perspektivenverschiebung ist, ein in eine ungemein gelehrte Darstellung ausufernder kirchlicher Bürokratie, zeittypischer Machtkonstellationen und der komplexen staatsrechtlichen Verhältnisse des Alten Reichs. Bei der Literaturlauswahl verläßt sie sich nicht auf die großen Handbücher, sondern zieht direkt das (auch ältere) Spezialschrifttum zu Rate. Ihr teils ausgesprochen schwer verdauliches kirchen(verwaltungs)historisches Material breitet sie mit einer Leichtigkeit aus, die das Büchlein trotz nicht geringen Anspruchs in einem Zug durchlesen läßt. Sammers Buch über die Reformation, die Luther gewissermaßen auf dem Serviertablett als nur noch theologisch zu untermauerndes Faktum vor die Füße fiel, ist eine sehr beachtliche Leistung.

5. Eine weitere katholische, aber dezidiert ökumenische Stellungnahme zum Luther-Jubiläum entstand auf dem Schreibtisch eines emeritierten Dogmatiklehrers (Peter Neuner: *Martin Luthers Reformation. Eine katholische*

Würdigung, Herder 2017. 343 S., 24,99 €). Er sucht – ausgehend von Luther, dem Unversöhnlichen – nach Zugängen zum auf die Einheit der Christenheitweisenden Gespräch. Wenn es mit Luther im Gepäck gelingen kann, gelingt es mit jedem. Neuner sieht nicht die Kirchenpolitik vergangener oder heutiger Zeiten, nicht das Abendmahlverständnis und auch nicht das Papsttum als entscheidenden Ansatzpunkt für ein ökumenischer Arbeit dienendes Reformationverständnis, sondern Luthers Rechtfertigungslehre. Zur Erläuterung des Bewußtseins, nur durch und aus Gott gerechtfertigt zu sein, findet der Autor glänzende Formulierungen (S. 120f.). Ausführlich stellt Neuner die katholische Auseinandersetzung mit Luthers Theologie vor, die sich seit der Aufklärung keineswegs mehr auf blanke Ablehnung reduzieren läßt und im Fortgang der Jahrhunderte immer einsichtiger argumentierte, sowie die Entwicklung der Unterschiede im Verständnis von Sakramenten und Lehramt. Keine leichte, aber für etwas Vorgebildete eine fruchtbringende Lektüre.

6. Mit den vorgenannten, aus langem Erfahrungsschatz kluge Urteile abgewogen präsentierenden Bänden hat das nächste Werk wenig zu tun (Jörg Lauster: *Der ewige Protestant. Reformation als Prinzip*, Claudius 2017. 142 S., 12 €). Der kleinformatige Band, etwa so groß wie ein *kaplaken*-Bändchen, versteht sich nicht als gelehrte Abhandlung, sondern als Streit- oder auch Bekenntnisschrift. Lauster als liberaler Theologe will an den Neu- und Kulturprotestantismus erinnern und seine jahrhundertalte Tradition wiederbeleben. Theologen wie Spalding, Troeltsch, Tillich und vor allem Richard Rothe sind seine Gewährsmänner. Reformation »als Prinzip« ist denn auch kein historisches Ereignis, sondern ein Zustand, der, seit die Christenheit einmal in ihn eingetreten ist, keinen Endpunkt kennt. Lauster ist nicht auf den Mund gefallen und kritisiert in erfreulicher und teils amüsanter Deutlichkeit manche Fehlentwicklung insbesondere des narzißtischen deutschen (amtlichen) Protestantismus: »Nicht einmal in Kuba, China oder Nordkorea käme man im 21. Jahrhundert auf die Idee, die eigene Gründungslegende zehn Jahre zu feiern.« Seine gewinnende Sprache kann aber nicht darüber hinwegtäuschen, daß er sich gelegentlich zu sehr auf die Wirkung dieser Worte ver- und das Weiterdenken unterläßt. Dorthin, wo es für politisch-weltzugewandtes evangelisches Denken tatsächlich unangenehm werden könnte, folgt er seiner eigenen Problemerkennungs-kompetenz leider nicht. So hinterläßt der im übrigen zu gedrängt geschriebene Essay einen zwiespältigen Eindruck vergebener Möglichkeiten.

7. Ein offensiv Luther angreifendes und die Vorzüge seiner Reformation bestreitendes Manifest darf in der Bücherschau nicht fehlen (Michael Lösch: *Wäre Luther nicht gewesen. Das Verhängnis der Reformation. Ein Thesenbuch*, dtv 2017. 239 S., 14,90 €). Mit-

tels der uchronischen Methode versucht der siebenbürgische Pfarrerssohn Lösch zu begründen, warum Luther und seine Anhänger die Neuzeit nicht gefördert, sondern behindert hätten. Ohne Luthers starken Charakter hätte die reformatorische Aufbruchsbewegung sich innerwie außerhalb der römischen Kirche auf mehrere Schultern verteilt und das Papsttum so zu einer langsamen Anpassung gebracht. Der anglikanischen Kirche ähnlich wären vielleicht der römischen Kirche dogmatisch und liturgisch nahestehende Nationalkirchen entstanden, die sich ohne die dichotome Lagerbildung wieder hätten vereinigen können. Das schwer verständlich gegliederte Buch ohne jeglichen roten Faden ist voller Wiederholungen und Widersprüche, schon das zusammenfassende Vorwort ist eine Mischung aus mutigen Fragen und blank unsinnigen Schlußfolgerungen und Wertungen. Luther gilt Lösch als mittelalterlicher Mensch, der die Zeichen »der Zeit« nicht habe sehen wollen oder können – als ob die Renaissance Anfang des 16. Jahrhunderts vom Dach einer jeden sächsischen Bauernkate geschrien worden und nicht etwa ein schwer einschätzbares, vielschichtiges Elitenphänomen geblieben wäre. Das ganze Buch vermittelt ein tiefgehendes Unverständnis gegenüber der Lutherzeit und ihren Menschen. Trotz seiner offenkundigen Mängel und seiner Unübersichtlichkeit ist das Buch durchaus kurzweilig, schon weil eine solche Provokationslust und -bereitschaft auf dem Sachbuchmarkt selten ist. Konsensuale Jubiläumsfreude? Nicht mit Lösch!



8. Der *Memoria* eines Jahrtausendereignisses wie der Reformation kann sich auch der akademische Kongreßbetrieb nicht entziehen. Ein Tagungsband (Josef Wieland, Gerhard Wegner u. Ramona M. Kordes (Hrsg.): *Luther 2017. Protestantische Ressourcen der nächsten Moderne*, Velbrück Wissenschaft 2017. 207 S., 39,90 €) vereint interdisziplinär Vorträge von Theoretikern und Praktikern über in den Protestantismen angelegte Zukünfte sowie Beeinflussungspotentiale auf Arbeit, (Sozial-)Staat und

Wirtschaft. Disparat wie die meisten Tagungsbände ist auch dieser Band keine unterhaltsame Lektüre; zu verdorben ist der Stil der meisten aktiven Hochschulforscher durch betonte Komplexität und gedankliche Einkapselung in thematische Nischen. Aus dem Band sticht der Beitrag eines Ministerialbeamten hervor, der seine erkenntnisleitende Fragestellung (»Gibt es einen protestantischen Wirtschaftsstil?«) zwar keiner definitiven Antwort zuführt, aber in jedermann verständlicher Sprache sozialpolitikhistorische Ausführungen mit lutherischer Theologie verknüpft. Interessant ist auch zu lesen, welche Gedanken sich ein chinesischer calvinistischer Theologe macht, wenn er den unkontrolliert und theologisch unbedarfte wachsenden Pfingstlergemeinden gewissermaßen im Laufschrift theologische Streben einziehen will.

9. Abschließend sei noch ein Blick auf zwei Werke geworfen, die sich mit dem nationalen und internationalen Kultureinfluß der Reformation befassen. Es ist eine Binsenweisheit, daß die reformationsinduzierten (oder eben: durch sie begleiteten) Wandlungsprozesse gerade in der deutschen Geschichte von nicht zu überschätzender Bedeutung sind. Ein bereits

halte im politischen Geschäft der Bundesrepublik langfristigen Kredit. Und den Kindermangel erklärt sie mit den zu hohen Ansprüchen, die von Bildungsidealen geprägte potentielle Eltern an ihre eigenen Erziehungsleistungen stellten. Beides begründet sie mit der evangelischen Sittlichkeit bzw. Bildungstradition, die nach und nach auch auf die katholischen Volksteile übergriffen hätten und in den religiös entfremdeten Heutigen unerkant fortwirkten.

10. Den Blick über Deutschland hinaus wagt eine Sammlung von Reisereportagen um evangelisches Erbe und Gegenwart in Europa (Thomas Greif: *Die Reformation in Europa. Wo die protestantische Idee bis heute fortwirkt*. 25 Ortstermine, Claudius 2016. 349 S., 22 €). Die zwischen 2011 und 2016 entstandenen Berichte stellen ungewöhnliche Orte gegenwärtigen Protestantentums oder auch beispielhaft besondere Erinnerungsorte und andere glaubenskulturelle Stätten vor. Von der anglikanischen Pracht der Kathedrale von Canterbury bis zur radikalen Minorisierung ehemals mächtiger kirchlicher Strukturen in Amsterdam, vom letzten Schwarzmeerdeutschen in Odessa bis zur modernen Großstadtmesse in Helsinki führt



2015 erschienenes, aber erwähnenswertes Buch will deutlich machen, daß die »reformierte Kultur« Deutschland noch stärker präge, als es heute bewußt sei (Christine Eichel: *Deutschland, Lutherland. Warum uns die Reformation bis heute prägt*, Blessing 2015. 256 S., 19,99 €). Die Autorin hat für ihr journalistisch, nicht wissenschaftlich geschriebenes Buch unsere Kultur und die bundesdeutsche Gesellschaft danach durchmustert, was an ihnen heute noch lutherische Prägemerkmale aufweist. Dies ist sehr weit zu verstehen: Von sozialem Engagement der Frau über Kunstliebe bis Sparsamkeit diskutiert sie auch Phänomene, die auf den ersten oder noch den zweiten Blick nichts mit Theologie zu tun haben. Daneben stehen klassischerweise als typisch evangelisch wahrgenommene Eigenschaften wie Fleiß und kollektives Schuldbewußtsein. Besonders interessant sind Eichels Ausführungen über die politische Demutkultur und über die deutsche Kinderlosigkeit. Nur wer ostentativ bescheiden sei, nicht auftrumpfe und eher als Diener des Staates denn als eigennütziger Individualist wahrgenommen werde, er-

Greif kreuz und quer durch ein evangelisches Europa, das ausgesprochen »bunt« ist, ohne dafür personelle Anreicherung von außen zu benötigen. Besonders beeindruckend sind die Erinnerungen an die deutsche und damit evangelische Vergangenheit bis in hinterste Winkel Osteuropas, so in Kesmark (Zips) oder Hermannstadt (mit Gastauftritt von Eginald Schlattner, vgl. *Sessession* 47). Typisch und unvermeidlich evangelisch ist wohl, daß Worte und Taten der doch so im Glauben freien und gewissenhaften Amtsträger immer auch Ausdruck der politischen Stimmung im Land sind: In Uppsala scheint die Betreuung von afghanischen Einwanderern das wichtigste »spirituelle« Anliegen zu sein (was den Autor sofort zum »Gegen-rechts«-Bekenntnis anspricht), im ungarischen Debrecen dagegen – einem der erstaunlichsten unter den vorgestellten Orten – wandelt sich der Gottesdienst zur patriotischen Identitätsvergewisserung, was aus christlicher Sicht ebenso befremdlich ist. Das gut geschriebene und sorgfältig recherchierte Lesebuch ist eine wertvolle Ergänzung zu den eher wissenschaftlichen Werken. ■

Schönes

Lea Singer: *Die Poesie der Hörigkeit. Roman*, Hamburg: Hoffmann und Campe 2017. 224 S., 20 €

Es ist nicht ganz klar, warum die Münchner Kulturhistorikerin und enorm produktive Autorin Eva Gesine Baur für das Schreiben ihrer fiktionalen Texte auf den *Nom de plume* »Lea Singer« zurückgreift. Ob das einen unangenehm berührend darf? Nun hat sich die recherchiefleißige Vielschreiberin jedenfalls (nach den Verdis, den Werfels, den Mozarts, nach dem Pianisten Paul Wittgenstein und zeitlich parallel zu ihrem Marlene-Dietrich-Buch) also auf Gottfried Benn (1886–1956) eingelassen. Oder genauer: auf Benns Freundschaft mit der hochbegabten Kunstsammlerin und – eher erfolglosen – Schriftstellerin Thea Sternheim und, dies vor allem, auf Theas Tochter Mopsa (eigentlich Dorothea). Mopsa, drogensüchtig und früh an Krebs verstorben (1905–1954), zählte zu den kurzen Liebesaffären des Dichters. Sie war ihm zeitlebens verfallen. »Singer« hat für ihren Roman sowohl auf die Tagebücher von Thea (gest. 1971) als auch auf den – auch Aufzeichnungen und Briefe von Mopsa beinhaltenden – Briefwechsel zwischen Benn und Thea Sternheim zurückgegriffen. Was hochinteressant beginnt, endet in Konfusion. Das gilt für Mopsas Leben, Lieben und Leiden genauso wie für das Buch. Im übrigen ist dies beinahe zu verallgemeinern und ins Heute zu verlängern: Frauen, die Benn lieben – ein Mißverständnis und geradezu ein Beleg für die Geschlechterdualität! Mädchen und junge Frauen, die Benn deklamieren – Himmel hilf! Zunächst scheint es, als durchdringe Singer diese *Mésalliance* einigermaßen. Wie Mopsa ist die Autorin eine zweifelsohne nicht nur ambitionierte und begabte, sondern kluge Frau.

Wie Benn in Mopsas Kinderleben tritt, das ist enorm gekonnt beschrieben. Wir haben Thea, die dauertraurige Mutter, die sich entlang von katholischem Glauben, Kunstsinne und Intellekt am Überleben hält. Wir haben Carl Sternheim, den geilen wie schwachen Stückeschreiber, der sich Geliebte hält und zudem der Tochter und ihren Freundinnen nachstellt. Dann tritt dieser sagenhafte Benn auf als Gast des Hauses Sternheim, mit Schnürstiefeln zum Anzug, mit seinen schweren Lidern, mit seinem Ton aus »Kraft und Trauer«. Er erscheint Mopsa so »stark und stur und uneinnehmbar«, eine »Festung«. Wie er »schweigend den Kuchen in exakt gleichgroße Stücke zerlegt«, Bier fordert, wo doch exzellenter Wein kredenzt wird! In der ersten Hälfte des Romans gelingt Singer zudem ein bestechendes Zeitkolorit: Daß damals über die Extravaganzen von Klaus Mann dessen Vater schier ins Hintertreffen der öffentlichen Aufmerksamkeit geriet! Wie Frank Wedekind seine Töchter vor geladenen Gästen Handstand laufen ließ, und zwar nackt, damit man Münzen in die Spalte geben konnte! Wie Benn, stark verärgert über eine kleine Verspätung Mopsas (»Unpünktlichkeit bringe Ordnungen, ja Systeme zum Einstürzen«), die junge Frau per Fingerzeig auf den eigenen »glattrasierten, fettgepolsterten Unterkiefer« auf ein Wegzuwischendes am Kinn hinweist. Mopsa wischt – auf der falschen, Benn gegenüberliegenden Seite. »Rechts, sagte Benn. Mitdenken, nicht nachhaffen.« Benn, der Fremdwörter und Neologismen liebte, sie aber kaum richtig schreiben konnte, bevorzugte Perfektionistinnen. »Elegantes Kleid oder wadenlanger Rock mit Seidenbluse, dezente Farben, Pumps, gern

Perlenkette. Bloß nichts Originelles, nichts Aufreizendes.« Wie gern würde Mopsa alledem entsprechen. Sie will ja, sie kann nicht. Später, längst hat der krude Hauslehrer den Sternheimkindern Absinth eingeflößt und damit das Wissen um Rausch als Erleichterung gebahnt, wird es etwas wirr um die arme, dauernd (und wirklich bizarr) unterleibskranke Mopsa. Einen Lesevorteil hat der, der gewisse germanistische Vorkenntnisse hat, beispielsweise die Pfemferts oder Hermann Kesten kennt. Ohne dies ist schwer durchzusteigen durch die Zeitläufte. Sowohl das Mutter-Tochter-Verhältnis als auch die Bindung Benn-Mopsa dürfen in der Tat einiger-



maßen haarsträubend gewesen sein, aber Singer verwandelt sich den Benn-Stil in einer Weise an, die auf eine sekundäre Art hysterisch ist oder sein möchte. Sekundenstil, Wortakrobatik (»jubellustig«, »zornzitternd«, »armerarmer Benn«), atemlose Kürzestsätze, Insinuationen rasen durch die Zeilen: »Bilder, Sätze, Zeiten zerannen in ihrem Hirn. Könntest du ..., sagte Mopsa. Benn wandte sich ab und öffnete das Fenster.« Schön illustrativ in dieser Szene immerhin, wie Benn »seine kurzen Arme« verschränkt: »Ich finde dieses Du zwischen uns unangebracht. Er räusperte sich. Eine derartige Beziehung berechtigt noch nicht zu Intimitäten. Er stand auf.« Nein, dies ist kein schlechter Roman. Vielleicht illustriert er einiges muster-gültig. Benn: »er raucht, sie dreht ihre Ringe, / überhaupt nachdenkenswert / Verhältnis von Ehe und Manneschaffen / Lähmung oder Hochtrieb.« Ja, man weiß es nicht. Hier dreht sie, Lea, im Namen von Mopsa ihre Ringe und Kreise. Lesen, ekeln, weiterlesen.

Ellen Kositzka

Ein Wüstenmann läßt sich nicht verführen

Lawrence Osborne: *Denen man vergibt*. Roman, Berlin: Wagenbach 2017. 268 S., 22 €

Manchen Roman (Stichwort: Urlaubslektüre) liest man so weg, wie man einen leckeren Imbiß verzehrt. Sättigung: ja, es bleibt aber keine Erinnerung. Mit Lawrence Osbornes Geschichte (warum ist es keine Kurzgeschichte oder eine Novelle geworden?) verhält es sich anders. Sie gleicht einem Stolperstein und auch einem Wackerstein, der schwer im Magen liegt. Man ärgert sich, man brütet, man krümmt sich. Und man wundert sich: über all die lobpreisenden Rezensionen durch Edelfedern im Bildungsfeuilleton. Warum nun dies Brüten, Wundern und Ärgern? Zweierlei Gründe: weil der Roman stilistisch teilweise zum Haareraufen (»seine mineralgrünen Augen lachten geräuschvoll«; »sein Inneres schrie lautlos auf«: zwei von zahlreichen Stilblüten), inhaltlich aber bedeutsam ist und in meiner Lesart erheblich von dem abweicht (Kerouac! Krimi! Kolonialismuskritik!), was andere darin lasen. Osborne, Jahrgang 1958, ist gebürtiger Brite und weltreisender Metropolit. Für seine Reportagen in der *New York Times* wurde er berühmt, die Idee zu diesem Buch – seinen ersten auf deutsch erschienenen Roman – entstand während einer Marokkoreise. Das Original *The Forgiven* wurde 2012 publiziert, also deutlich vor den inhaltsähnlichen Büchern *Frühling der Barbaren* von Jonas Lüscher (*Sezession* 59) und *Das Mädchen mit dem Fingerhut* von Michael Köhlmeier (*Sezession* 71).

Darum geht's: Das kinderlose britische Ehepaar David und Jo Henninger, er Anfang Fünfzig, sie Anfang Vierzig, er Arzt mit Regreßproblem, sie Kinderbuchautorin mit Absatz- und Kreativitätsproblemen, reist per Auto in die marokkanische Wüste. Die Ehe ist

mitteldesolat: typische Schwächen und Konflikte dieser Generation, dieses Milieus. Sie sind von einem Schulfreund Davids zu einer Wochenendparty geladen. Diese opulent-dekadenten Feten sind legendär, die coolsten Blogger und weltweit größten Zeitungen berichten über diese Gelage. Das schwerreiche gastgebende Schwulenpärchen residiert in einem Berber-Ksar. Die muslimischen Autochthonen – zum größten Teil Fossilien-sammler und -präparatoren, den »Geruch zorniger, junger Männer« verströmend – rümpfen die Nase über die perversen Exzesse, beneiden aber auch den Reichtum der Fremden. Jo und David sind spät dran fürs Festmahl des ersten Abends, sie kutschieren planlos durch die dunkle Wüste und zanken ein wenig. Da betritt ein junger Fossilienhändler die Fahrbahn. David fährt ihn tot. Den Leichnam lädt man in den Kofferraum; der Vorfall tangiert die ausgelassen völlernde, saufende, koksende, kiffende, »megalopole« Partygemeinde nur peripher. Sie nehmen keine Notiz davon, daß bald der Vater des Unfallopfers anklopft und fordert, der »Mörder« möge mitkommen zur Beerdigung. Wenigstens das sei er schuldig. David, zwar nicht wirklich reumütig, aber verwirrt, eingeschüchtert und nicht ganz nüchtern, läßt sich darauf ein. Seine Gastgeber drängen ihn, *the show must go on!* Dabei ahnt Davids alter Schulkollege durchaus, wohin die Reise geht. Er kommentiert dessen Abtransport mit einem weiteren schiefen Bild: »Er hat richtig süß ausgesehen mit seinen Taschen. Wie ein Pfadfinder auf dem Weg nach Auschwitz.«

Die introvertierte Jo bleibt zurück. Ein paar Stunden ist sie besorgt, dann läßt sie sich – war sie nicht ohnehin unzufrieden? – willenlos aufsaugen von der exquisiten, bis aufs

I-Tüpfelchen choreographierten Partymaschinerie. Da ist dieser freundliche Amerikaner mit dem sprechenden Namen »Day«. Was könnte sich eine verblühende Frau ihres Alters mehr wünschen als einen Mann, der sich für ihr »Wesen« interessiert? Und, am Ende, gleicht nicht ein Spermapfützchen dem anderen? Hamid, dem Leibdiener des Homopaars, entgeht nichts, auch diese Unternehmung nicht: »Das war also die vielgepriesene Freiheit der Frauen? Was für eine erbärmliche Befreiung.«

Unterdessen blicken wir Leser zurück auf den Lebenslauf von Driss, der nun tot ist. Wir richten unsere Aufmerksamkeit vor allem auf die Geschichte seiner Europatour – wie er eigentlich gen Norden wollte, aber wie da bereits in Spanien ihm die Nordeuropäerin Angela (ausgerechnet!) über den Weg lief, die als Herzengutfrau mit ihrem Gatten ein mondänes Anwesen bewohnte und allzugern Driss eine Chance als Gärtner

geben wollte. »Was er hasste, war ihr Mitleid. Sie waren sich offenbar nicht im Klaren darüber, daß er sie jederzeit töten konnte.« Sie hingegen, die gutmeinenden weißen Nordmensen, ahnten nicht einmal, daß er umgekehrt Mitleid mit ihnen hatte: »Ein Wüsten-

mann ist ein Wüstenmann. Er läßt sich nicht verführen, schon gar nicht von einem weichen Kopfkissen.« Driss erzählt, wie er Angela am Ende gemeuchelt habe, um an den Tresor des Hauses zu kommen. David weiß nichts von alledem. Er meint, sich am Ende gut geeinigt zu haben mit Driss' Vater. Daß alles gut ausgehen werde, als Jo ihn mit einer Flasche kühlen Weißweins an den Mauern des Ksar empfängt. Meint er. Er irrt. Er wird keine Erben hinterlassen haben, die das interessiert.

Ellen Kositzka



Zorn und Terror

Pankaj Mishra: *Das Zeitalter des Zorns. Eine Geschichte der Gegenwart*, Frankfurt a. M.: S. Fischer. 416 S., 24 €

Dem indisch-britischen Schriftsteller Pankaj Mishra wurde 2014 der Leipziger Buchpreis zur Europäischen Verständigung verliehen, und er wird derzeit durch die Medien gereicht – das läßt Skepsis aufkommen. Diese ist nach der Lektüre von *Zeitalter des Zorns* weitgehend passé.

Mishras Ausgangspunkt ist die liberale Fehlannahme, die Welt sei mit dem Abschluß des Kalten Kriegs an ihr »Ende der Geschichte« (Francis Fukuyama) gelangt, die Welt gehe daher »den Weg Amerikas«, sie würde »offener, marktfreundlicher und demokratischer« (Fareed Zakaria). Nun ist bekannt, daß Demokratie und Kapitalismus auch losgelöst voneinander existieren können, daß Modernisierung im kapitalistischen Sinne

zum »universalistischen Glaubensbekenntnis« (Mishra) des aufgeklärten Individuums in einer Welt der angerufenen Marktvernunft wurde. Wer hier in den Chor nicht einstimmt, wurde von den radikalen Vertretern eines solchen Glaubensbekenntnisses zur »Achse des

Bösen« delegiert und zur »Befreiung« mittels Interventionen auserkoren. Die Welt war aber noch nie derartig binär erklärbar, und mit den jüngsten Krisen- und Eskalationserscheinungen hat die Komplexität der Dinge einer im Zeichen von Wut und Zorn stehenden Weltunordnung eine neue Dimension erreicht.

Mishra versucht den schwierigen Ritt einer *Tour d'horizon* dieses längst nicht abgeschlossenen Zeitalters. Die Spaltungen und Irrungen der modernen Welt lassen seine Analysen zwischen dem späten 18. Jahrhundert (als dem eigentlichen

Beginn der Moderne) und der Gegenwart oszillieren. Mishra kritisiert die zeitgenössische Verklärung des Rationalismus der französischen Aufklärung. In diesem, der sich vorgeblich egalitär gegen die überkommene hierarchische und religiöse Ordnung richtete, sieht er eine wesentlich eigennützige Tendenz. Denn dienen sollte er zunächst einer aufsteigenden Kaste Gebildeter auf dem Wege in die vornehme Gesellschaft im Zuge einer »mimetischen Aneignung« (René Girard).

Diese neue siegreiche materialistische Geisteskultur – die Dostojewski in seinen Schriften kritisch erfaßte, während Tschernyschewski mit ihr ein rationalistisches Paradies der Zukunft ersann; die Rousseau leidenschaftlich anzuklagen wußte, während Voltaire sie verherrlichte – habe für brutale Widersprüche in der Weltgeschichte gesorgt, weil sie einen universellen Anstieg des mimetischen Begehrens verursachte, was bedeute, daß Menschen dieselben Dinge begehren und danach trachten, diese zu besitzen.

Heute habe der Materialismus als neuer Gott die Religionen und Kulturen außereuropäischer Völker verdrängt, insbesondere unter den gebildeten Schichten. Der Westen selbst habe diese Roßkur längst hinter

sich; später hätten seine Glaubenssysteme und Institutionen (Kommerzgesellschaft, Marktwirtschaft, Rationalismus usw.) auch Asien und Afrika in Aufruhr versetzt. Ergebnis dieser Prozedur sind Milliarden Menschen außerhalb des Westens, die in den »Strudel des Fortschritts« geworfen wurden und werden, was teils heftige Gegenbewegungen unterschiedlicher Art hervorruft, die sich auch und vor allem gegen eine *Westoxification* (Jalal Al-e Ahmad) richten, gleichzeitig den Westen mindestens partiell imitieren und durch die wachsen-

den Ungleichheiten des globalen Kapitalismus potenziert werden.

Mögliche Gegenbewegungen umfassen auch einen gewalttätigen »Anarchismus der Enterbten und Überflüssigen« im Stile der russischen Bakunin-Anhänger des 19. Jahrhunderts, wobei die Gewaltexplosion sich in unseren Tagen insbesondere islamistisch äußert. Hier ist Kritik angebracht: Während Mishra zu Recht davon ausgeht, daß Erscheinungen wie der Islamische Staat (IS) frustrierte Personen jedweder Nationalität anziehen, die aus der Bahn geworfen und »voller Träume von spektakulärer Gewalt« agieren, so bleibt seine Analyse der islamischen Dimension des IS zu oberflächlich: Ja, der Neocon-Terror schuf extremes Zornpotential. Und ja, viele der IS-Mörder haben eine kriminelle (ergo »unislamische«) Vorgeschichte, wissen überdies nicht viel von religiöser Überlieferung. Aber nein, deshalb kann man die Bedeutung tatsächlicher islamischer Denkmuster für den Terror nicht relativieren. Der IS ist zwar *auch* das Produkt fanatisch-zorniger Gewalttäter, die ihren Platz im gegenwärtigen Modernisierungsprozeß nicht finden, *auch* das Ergebnis der Irak-Kriege, *auch* Folge wirtschaftlicher und politischer Instabilität, *auch* ein mafiaähnliches Netzwerk zur Geldbeschaffung; der IS ist vor allem aber das Ergebnis eskalierender wahabitischer Apokalypse-Ideologie, die für entwurzelte Individuen sinnstiftend wirken kann. Womöglich fehlt Mishra hier der Zugriff auf eine umfassendere Theorie der Entwurzelung und des sunnitischen Neofundamentalismus, die vom französischen Denker Olivier Roy seit vielen Jahren ausformuliert wird. Roy taucht indes im Literaturverzeichnis gar nicht erst auf. *Das Zeitalter des Zorns* kennt also Stärken und Schwächen. Erstere überwiegen insbesondere, was das Ideengeschichtliche und Gesellschaftskritische anbelangt.

Benedikt Kaiser



Wer mobbte Sophie Scholl?

Miriam Gebhardt: *Die Weiße Rose. Wie aus ganz normalen Deutschen Widerstandskämpfer wurden*, München: DVA 2017. 368 S., 19,99 €

Es mag überempfindlich sein, wenn man als Leserin bereits vom händlerhaften Verkaufspreis dieses Buchs unangenehm berührt wird: Neues über den heldenhaften Widerstand! Nur 19 Euro 99! Die Autorin, Historikerin des Jahrgangs 1962, die zuletzt Bücher über die Frauenbewegung unter Alice Schwarzer und über die tabubewehrten Vergewaltigungen an deutschen Frauen nach 1945 (sezession.de vom 7. April 2015) publiziert hat, wird dafür nichts können. Und hätte Gebhardt nun geschrieben: »Die Geschichte der Weißen Rose ist dermaßen berührend, daß sie es verdient, abermals eine Monographie gewidmet zu bekommen« – man hätte kaum einen Einwand. Es stimmt ja! Die Objekte der Betrachtung verdienen es sicher, immer wieder gewürdigt zu werden. Wann gab es das je wieder: Solchen unverbrüchlichen, dabei skrupulösen, ringenden Widerstandsgeist junger Menschen, dem omnipotenten Zeitgeist zum Trotz? Weil diese Einsicht unhintergebar ist, liest man auch Gebhardts Buch trotz aller Einwände nicht ungern. Sie verschweigt auch nicht, daß der Kreis, den sie intensiver beleuchtet (Sophie und Hans Scholl, Alexander Schmorell, Christoph Probst, Willi Graf und Kurt Huber), in seinen Ambitionen und persönlichen Antrieben nicht durchweg anschlussfähig wäre für unsere Zeit. Ein Dozent wie Huber würde heute glasklar als »völkisch« gebrandmarkt, ein Christoph Probst, 23-jährig als dreifacher Vater hingrichtet, würde heute mit seinen Ansichten, durch die Zahl des Nachwuchses den »Pöbel« überwinden zu können, definitiv eines gefährlich elitären Denkens überführt. Nun will Gebhardt aber deziert Neues bringen, um ihre

Arbeit von all jenen Schriften über die Weiße Rose abzuheben, die weitgehend von »Amateurhistorikern, Lehrern und Journalisten« verfaßt worden seien. Ein hehrer Anspruch für ein selbst populärwissenschaftliches Werk! Ihre (allesamt schwach verteidigten) Ansatzpunkte: Inge Scholl (die älteste Schwester der Familie) habe das Andenken dominiert. Klage: Nur eine der 129 Büsten in der Regensburger Walhalla ehre ein Mitglied der Weißen Rose, nämlich Sophie Scholl. Daß der offiziöse Fokus auf Sophie womöglich die historische Sachlage überblendet, mag stimmen. Nur: Feministin Gebhardt beklagt zugleich, daß der weibliche Anteil am Widerstand kleingeredet worden sei, und das habe mit den »Konjunkturen der Geschlechterstereotypie« und den »gerade heute wieder fröhlich grassierenden polaren Geschlechterbildern zu tun.« Gebhardt sieht sogar einen wesentlichen Antrieb zum Widerstand gerade Sophies in der »Geschlechterrollenkollision«. Hätte sie länger leben dürfen, wäre aus ihr wohl eine »Pionierin wie Hildegard Hamm-Brücher« geworden! Wäre man böse, man würde dies als posthume Vergewaltigung bezeichnen. Warum Sophie hier hingegen als »Mädchen« bezeichnet wird? Feminismusintern ist es unüblich, junge Frauen mit dem Mädchenattribut zu belegen. Des weiteren will Gebhardt den religiösen Antrieb der Weißen Rose minimieren. Die Selbstzeugnisse sind überaus beredt, doch die Autorin scheidet scharf: Hier schrieben keine religiös Erweckten, sondern religiös Suchende. Im Ernst nimmt sie dafür auch das Zeugnis des Neffen von Alexander Schmorell (der 2012 immerhin von der russisch-orthodoxen Kirche heiliggesprochen wurde): Alexander habe religiöse Dinge »eher auf die leichte Schulter« ge-

nommen. Neffe Markus, das sollte man wissen, wurde acht Jahre nach der Hinrichtung seines Onkels geboren. Gebhardt möchte – und man darf ihre Herangehensweise als küchenpsychologisch ansehen – herauschälen, was die Widerständler in ihrer Psychogenese einte. Oje: Sophie, Willi und Alexander heilten ihren Liebeskummer durch Konzentration auf ein kollektives Wohl. Einige hatten mit frühem Tod der Eltern zu schaffen, auch



wenn es sich nur um eine Art »sozialen Todes« wie im Falle des querulatorischen Robert Scholl handelte. Die Autorin schöpft reichlich aus dem Reservoir von Ratgebern und Frauenzeitschriften: Bei Sophie (hier: ein »Teenager« wie alle »fünf Freunde«) gebe es Hinweise auf

»Mobbing«, die Rede geht von »Ressourcen« von »Resilienz«, von dem »jugendlichen Recht auf Vergnügen«. Am Ende wird sogar auf das »schöne Lied von Reinhard Mey« zugegriffen, der da singt: »Freiheit nutzt sich ab, wenn man sie nicht nutzt.«

Inhärent logisch erscheint es, wenn Gebhardt schließlich den heute »immer gewalttätigeren Ausländerhass«, den »notorischen Anti-Islamismus« und »unreflektierten neuen Nationalismus« als »heutige Koordinaten für die Erinnerung an die Weiße Rose« aufzählt. Dies und zusätzliche Schludrigkeiten (wortgleiche Wiederholungen, Datenfehler, etliche stilistische Peinlichkeiten: Der Erfolg der Flugblätter, »so viel sei jetzt schon verraten«, sei »nicht besonders groß«.) machen Miriam Gebhardts Buch zu einer Lektüre, die in doppelter Hinsicht aufregend ist: Erstens weil auch sie den inneren Kern dieses zutiefst bestürzenden Widerstands nicht ganz verfehlen kann, zweitens weil die ganze Last dieser Nachgeborenenweisheit den Leser ordentlich ins Hecheln bringt.

Ellen Kositzka

Ecclesia militans

Felix Hartlaub: *Don Juan D’Austria und die Schlacht bei Lepanto*, hrsg. von Wolfram Pyta und Wolfgang M. Schwiedrzik, Neckargmünd u. Wien: Edition Mnemosyne 2017. 292 S., 24 €

Felix Hartlaub (1913–1945) hat als Kriegstagebuchschreiber des OKW 1942–1944 das Manuskript *Im Sperrkreis*, seine privaten Aufzeichnungen aus der Wolfsschanze, hinausgeschmuggelt. Diese Texte machten ihn als Autor des »besten NS-Romans, der nie geschrieben wurde« (*Welt*), bekannt. Seine Schwester, Geno Hartlaub, publizierte sein Werk in den 50er Jahren, das Werk eines zartbesaiteten Dichters, der am falschen Ort eingespannt worden war. Der Tenor der Hartlaub-Biographie von Monika Marose (2005) geht auf Durs Grünbeins projektive Annäherung, jener habe wie Grünbein selbst »unter der Tarnkappe« Widerstand geleistet, zurück. Das allein wäre ein erzählenswürdiger deutscher Komplex. Hartlaub war indes zuallererst promovierter Militärhistoriker, anders wäre er nicht ins OKW berufen worden. Seine Dissertation liegt nun neu vor (in der Ausgabe der Schwester wurde sie glatt unterschlagen, sie paßte nicht recht ins Widerstandsbild), herausgegeben vom Hitler-Biographen Wolfram Pyta und von Wolfgang Schwiedrzik. Mit dieser Schrift, *Don Juan D’Austria und die Schlacht bei Lepanto*, wurde Felix Hartlaub 1940 von seinem Lehrer, dem George-Kreis-Anhänger Walter Elze, promoviert. Hartlaubs Schrift ist keine Dissertationsschrift, wie sie in der heutigen und auch schon damals dominanten fakten-sammelnden analytischen Geschichtswissenschaft üblich war. Sie schmiegt sich eher an die großen historisti-

schen Deutungen des 19. Jahrhunderts, an Burckhardt und Ranke an und schafft damit etwas, das uns heute schmerzlich fehlt: Geschichte als gedichtete, verdichtete und ergreifende Selbstversicherung des Eigenen.

»Don Juan wollte sich, bevor der Pulverqualm alles verhüllte, seinen Soldaten noch einmal zeigen, sie für sich entflammen und gleichsam Abschied nehmen, um dem Gebet der Mönche, dem kirchlichen Segen und der dadurch gekräftigten Tapferkeit seiner Soldaten das Feld zu überlassen. »Was mir aufgegeben war, habe ich getan. Jetzt ist es an euch!« So werden seine Worte übereinstimmend berichtet. Er erinnerte an die Gebete des Papstes, an die Erwartung der gesamten katholischen Christenheit. Sie sollten tapfer kämpfen, damit der Feind, wenn er Sieger bliebe, sie nicht höhnisch frage: wo ist euer Gott?«

In der Schlacht bei Lepanto in der Meerenge von Patras im Jahre 1571 ist die als unbesiegbar geltende Kriegsflotte des Osmanischen Reiches unter Ali Pascha von der vereinigten Flotte der Katholischen Liga unter Führung des jungen spanischen Thronfolgers Don

Juan d’Austria vernichtend geschlagen worden. Don Juan war als der uneheleiche Sohn von Karl V. am spanischen Hof erzogen worden, doch die Habsburger schlossen sich der Liga nicht an. Der Historiker schreibt, es liege »etwas Tragisches darin, daß, als der

Kaisersohn, das Kind der Donau, seinen großen Sieg gegen die Türken erfocht, das deutsche Kaiserreich fehlte«. Die Zerrissenheit des damaligen Europa – der protestantische Norden hielt geschlossen lieber zu den Muselmanen als zu seinen katholischen Glaubensbrüdern – machte den Sieg über die Türken zu einem historischen Wunder, das Hartlaub deshalb nicht nach mate-

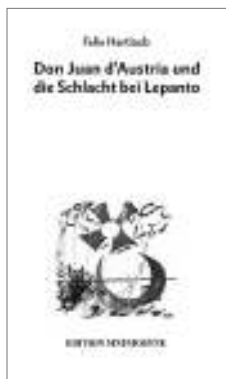
riellen Verlusten und überdauernden strategischen Ergebnissen bewerten will, sondern es zu den Ereignissen zählt, »die auf einer höheren Ebene der Geschichte liegen«.

Wer sich im Phalanx-Europa-Laden ein Leiberl mit dem Druck »Gulf of Patras, Lepanto 1571, Europe’s Holy League« besorgt, der schiffte sich mit auf diese höhere Ebene der Geschichte ein. Wolfgang Schwiedrziks Vorwort zu Hartlaubs Lepantoschrift gelingt einiges: Hartlaub aus der Legende des »kommunistischen Widerstands« herauszulösen, soweit diese Legende ihn vereinnahmte, und ihn als doppehbödigen Berichterstatter im Führerhauptquartier zu würdigen, ihn als fachlich bewanderten Historiker zu beschreiben und nicht als im NS fehlgeleitete Dichternatur, ihn zwischen George-Kreisfaszination und dokumentierender Wissenschaft aus seinen Selbstzeugnissen heraus zu verorten – und schließlich das, was dieses Vorwort brisant macht.

Denn wenn man liest, was Hartlaub 1939 über die Schlacht von 1571 schreibt, »kommt einem die Situation irgendwie bekannt vor«, konstatiert Schwiedrzik: »Europa ist heute in einer Weise von außen (und inzwischen auch von innen) bedroht, wie schon seit den Türkenkriegen 1526–1532 und der Belagerung Wiens im Jahr 1683 nicht mehr. [...] Aber kein Schüler in Berlin oder Wien wüßte heute auf die Frage zu antworten, wann und gegen wen die Schlacht bei Lepanto geschlagen wurde und welcher Oberbefehlshaber sich dort unsterbliche Verdienste erworben hat.«

Hartlaubs große historistische Schilderung sei zur Behebung solchen Mangels nicht nur der identitären Jugend empfohlen, und Schwiedrziks abschließender Empfehlung, Kardinal Ratzingers Rede zum Islam aus dem Jahr 2006 noch einmal zu lesen, sollte auch rasch entsprochen werden.

Caroline Sommerfeld



Universalismusdämmerung

Lothar Fritze: *Kritik des moralischen Universalismus. Über das Recht auf Selbstbehauptung in der Flüchtlingskrise*, Paderborn: Schöningh 2017. 277 S., 36,90 €

Achim Lohmar: *Falsches moralisches Bewusstsein. Eine Kritik der Idee der Menschenwürde*, Hamburg: Meiner 2017. 437 S., 28,90 €

»Ein gelebter moralischer Universalismus kappte den Primat der Selbsterhaltung und Selbstentfaltung.« Der Chemnitzer Politikwissenschaftler Lothar Fritze hält sich im *Coniunctivus irrealis* auf: Noch ist der moralische Universalismus nicht weltumspannend durchgesetzt, aber wäre er es, stünde es schlecht um Selbsterhaltung und Selbstentfaltung der europäischen Völker.

Unter »moralischem Universalismus« versteht er »die Überzeugung, die Interessen eines jeden nicht anders zu behandeln wie die eigenen (sic!)«. Seine philosophische Herangehensweise ist die: Wie schaute eine Welt aus, in der dieser Satz konsequent umgesetzt würde?

»Die Interessen beliebiger Menschen oder gar beliebiger leidensfähiger Individuen so zu berücksichtigen, als wären es die eigenen, ist verletzbar und sterblichen Wesen, die in einer Welt endlicher Lebensräume und knapper Ressourcen um ihre Selbsterhaltung kämpfen, entweder nicht möglich oder nicht zuzumuten.« Dieses Argument aus der utilitaristischen Tradition setzt starke anthropologische Prämissen: Grundlage aller Ethik ist das »Mängelwesen« im latenten Kampf aller gegen alle. Ethik ist dann die Kompensation dieses Mangels. Fritzes These könnte man auf die Formel bringen: *Ought implies can* (»Sollen setzt Können voraus«). In der Migrationskrise klafft eine riesige Lücke zwischen dem moralischen Anspruch des menschenwürdebasierten Universalismus und der realen Möglichkeit seiner

Umsetzung. Herausgearbeitet wird in diesem Buch – zu knapp für seine Bedeutsamkeit – der Unterschied zwischen *Abwehrrechten* und *Anspruchsrechten*. Diese Differenz kann in der Beurteilung der Migration und eines universalistischen Gebots der Nächstenliebe ausgesprochen hilfreich sein. Menschenrechte sind zunächst als Abwehrrechte gegen Not und den Staat intendiert, so das Recht auf körperliche Unversehrtheit oder auf Meinungsäußerung. Diese Rechte jedermann zuzubilligen, ist mit Fritzes Endlichkeitsprämisse vereinbar. Anspruchsrechte hingegen erzeugen

einen haltlosen infiniten Regeß: Der Anspruchsberechtigte bleibt solange anspruchsberechtigt, bis er irgendwann alle seine Interessen befriedigt hat oder das globale Niveau der Befriedigung ausgeglichen ist. Dieser Zustand liegt irgendwo im Nirvana.

Fritze traut sich am Schluß zwar keine politische Selbstverortung, macht jedoch indirekt deutlich, daß das Pendel, das derzeit zugunsten des Universalismus ausschlägt, dazu führe, jede Kritik am Universalismus als »rechts« zu diskreditieren. Seine eigene utilitaristische Kritik steht in der Linie der konservativen Anthropologie (Gehlen, Lübke, Eibl-Eibesfeldt) und warnt vor allem vor moralischer Überforderung. Das gelingt ihm ganz sachlich und undogmatisch. Mehr kann man mit einer im Kern anthropologischen Ethikkritik nicht schaffen.

Tiefer bohrt da Achim Lohmars Kritik der Idee der Menschenwürde. Das Buch *Falsches moralisches Bewusstsein* ist daher für Nichtphilosophen unlesbar. Es enthält allerdings wie in einer Zeitkapsel aufbewahrt alles Werkzeug, das man bräuchte, geriete man die Verlegenheit, begründen zu *müssen*, inwiefern die ubiquitäre Rede von

der »Menschenwürde« unser moralisches Denken korrumpiert hat.

Es handelt sich »um die philosophische Bestätigung des meistens unartikulierten Gefühls, dass der Menschenwürde-Diskurs ein bloßes Sprachspiel, wenn auch ein Sprachspiel ist, das sich die Aura eines fortschrittlichen

ethischen Bewusstseins zu geben weiß, das alte inegalitäre Irrtümer ein für alle Mal überwunden hat.«

Lohmar ist sprachanalytischer Philosoph und kann daher den Glauben an »Menschenwürde« ohne politische Interessen sezieren.

Was folgt nun daraus, die Leser über Menschenwürde als gewohnheitsmäßige »Einübung in das Menschenwürde-Idiom« aufzuklären? Menschenfeindlichkeit? Die Ebenen sind sorgsam zu unterscheiden: Herauszufinden, daß der Menschenwürdeglaube eine Form des falschen Bewußtseins ist, heißt nicht, für menschenunwürdige Praxis zu sein.

Dem Einwand, der Glaube an die Menschenwürde wäre selbst, wenn uns klar würde, daß es ein bloßer Glaube ist, doch für die moralische Integration der Gesellschaft notwendig, begegnet Lohmar ebenfalls. Aufklärung ist Aufklärung über falsches moralisches Bewußtsein, und diese kann immer nur fortschreiten, nicht rückschreiten. Es kann daher nicht sein, daß wir einen falschen Glauben aus moralischen Gründen weiterhin brauchen.

»Reicht es nicht aus, dass wir das Wort ›Menschenwürde‹ regelmäßig im Mund führen, damit Menschenwürde existiert?« fragt Lohmar an einer einzigen sanft polemischen Stelle. Von Fritze aus weiterdenkend, könnte man sagen: Der Universalismus überfordert die Menschen, der Menschenwürdeglaube unterfordert sie.

Caroline Sommerfeld



Gewalt: Wo? Wer? Wann?

Mark Jones: *Am Anfang war Gewalt. Die deutsche Revolution 1918/19 und der Beginn der Weimarer Republik*, Berlin: Propyläen 2017. 432 S., 26 €

Die Ereignisse um die deutsche Revolution 1918/19 sind weitgehend erforscht und sensationelle neue Erkenntnisse kaum noch zu erwarten. Bringt ein junger Historiker zu diesem Thema ein Buch heraus, muß er daher zu dessen Begründung schon mit einer steilen These aufwarten. Des Autors Kernthese ist: Die Auswüchse mörderischer Gewalt, die die Geschichte Deutschlands im 20. Jahrhundert prägten, nahmen ihren Anfang nicht 1933, 1939 oder 1941, sondern 1918/19. Hier sei Deutschland auf den Kurs eingeschwenkt, der später in die Horrorexzesse des Dritten Reichs und des Zweiten Weltkriegs mündete. Man muß nicht erst das ganze Werk durchgearbeitet haben, um diese Behauptung als falsch bezeichnen zu können. Die Brutalisierung der Gesellschaft hatte eine weit längere Vorgeschichte. Sie geht vielmehr auf das Konto des vierjährigen Weltkriegs. Millionen Soldaten waren gefallen oder zu Krüppeln geworden, Hunger-epidemien hatten – selbst noch nach Kriegsende – rund eine Million Zivilisten in Deutschland getötet. Die Soldaten hatten an der Front gelernt, daß militärische Gewalt Tatsachen schafft. Deutsche Sozialisten hatten ihr großes Vorbild Sowjetrußland vor Augen, wo Lenin, Trotzki und Konsorten ebenfalls mit militärischen Gewaltmitteln den Staat umkrempten und einen Bürgerkrieg vom Zaun brachen. Als Kinder ihrer Zeit waren die Menschen von diesen Ereignissen geprägt – und handelten entsprechend. Das, was Jones »deutsche Revolution«



nennt, ist besser als deutscher Bürgerkrieg umschrieben. Nicht die blutigen Umsturzversuche nach Einstellung der Kampfhandlungen haben die gesellschaftlichen Verhältnisse verändert, sondern die Einführung des parlamentarischen Regierungssystems am 28. Oktober 1918, also noch vor Abdankung des Kaisers und dem Waffenstillstand. Diese wichtige Weichenstellung erwähnt Jones mit keinem Wort. Sie war auch notwendig geworden, weil ohne »Demokratisierung« der Gesellschaft die Entente-Seite nicht bereit war, in Waffenstillstandsverhandlungen mit

Deutschland einzutreten. Alle späteren Versuche, diese Oktoberreformen rückgängig zu machen, stießen auf vehementen Widerstand der durch diesen Akt an die Macht gekommenen SPD-Regierung. Dafür bediente sie sich der Reichswehr, und im Ebert-Groener-Pakt verabredeten SPD und Truppenführung die Aufrechterhaltung der neuen Ordnung und ein gemeinsames Vorgehen gegen linksextremistische Umsturzversuche.

Immer wieder fragt Jones sich und den Leser nach der Motivation für die im Zuge der Bürgerkriegskämpfe aufgetretenen Gewaltexzesse, wobei er die Verantwortung dafür vor allem bei der legitimen Regierung um Friedrich Ebert, Philipp Scheidemann und Gustav Noske sowie den durch sie beauftragten Truppen und Freikorps sieht. Wenn der Autor von »Opfern politisch motivierter Gewalt« schreibt, geht dabei unter, daß das Gewaltmonopol beim Staate liegt und dieser befugt und berechtigt ist, das Staatswesen – und wir sprechen hier von einer werdenden parlamentarischen Demokratie, die noch dazu einen äußeren Feind im Nacken hatte – vor gewalttätigen Umstürzen zu schützen. Jones zählt seitenweise Exzeßstaten auf, die den Regie-

truppen vorzuwerfen sind. Aber nicht alles, was aus der bequemen zeitlichen Entfernung von 100 Jahren als »Greueltat« erscheint, ist auch eine. Wer als Nichtberechtigter mit der Waffe in der Hand angetroffen wurde, konnte erschossen werden. Ergriffene Umstürzler unterlagen dem Standrecht. Gefangene wurden kaum gemacht, außer sie eigneten sich wie in München als Geiseln, die dann beim Einmarsch von Regierungstruppen in die Stadt durch Angehörige der »Roten Garde« ermordet wurden. Die Tat versucht Jones mit dem Hinweis zu beschönigen, sieben der Ermordeten seien Mitglieder der antisemitischen Thule-Gesellschaft, mithin »Rechtsextreme« gewesen.

Für Jones sind nicht die Extremisten von links und rechts und der Mangel an Demokraten verantwortlich für den Untergang der Demokratie, sondern die 1918/19 regierenden Sozialdemokraten, die als »aktive Förderer neuer Formen staatlicher Gewalt« die Delegitimierung der Weimarer Republik betrieben hätten. Er kreiert eine neue Sonderwegthese, indem er politisches Potential für brutale Gewalt in dieser Zeit nur in Deutschland verortet und dabei die Ereignisse in Rußland, Finnland, im Baltikum, in Ungarn, Polen, Irland, der Türkei oder Tschechoslowakei ausblendet.

»Am Anfang war Gewalt«, schreibt Jones. Er hat recht, nur lag dieser Anfang 1918/19 bereits über vier Jahre zurück. Und der »Friedensvertrag von Versailles« war nichts anderes als eine Verlagerung der Kriegshandlungen auf das diplomatische Parkett. Wie falsch Jones in der Einschätzung der Zeit ist, wird schlagend in seinem Satz deutlich: »Im Juni 1919 akzeptierte die deutsche Republik den Versailler Vertrag.« Wahrheit ist hingegen, daß alle maßgeblichen Politiker der Weimarer Republik diesen »Vertrag« nie akzeptiert, sondern auf seine Revision hingearbeitet haben.

Olaf Haselhorst

Merkel: Let's fetz

Philip Plickert (Hrsg.): *Merkel. Eine kritische Bilanz. Mit Beiträgen von Thilo Sarrazin, Necla Kelek, Cora Stephan, Norbert Bolz u. a.*, München: Finanzbuch 2017. 254 S., 19,99 €

Der Wirtschaftsjournalist und FAZ-Redakteur Philip Plickert versammelt in seinem Merkel-Buch 22 Beiträge prominenter Wissenschaftler und Publizisten, die sich mit der verheerenden »deutschen Lage« beschäftigen. Daß diese vor allem der eidbrüchigen Kanzlerin zugeschrieben werden muß, ist bis auf eine Ausnahme (Michael Wolffsohn) Konsens. Ob es sich um die Identitätsfrage, die Migrationskrise, die Staatskrise oder die Überfremdung Deutschlands durch über eine Million illegal eingedrungener mohammedanischer Orientalen und Afrikaner handelt: Es sind existentielle Fragen, die dramatischer nicht sein könnten und sich inzwischen zu multikulturellen Alpträumen ausgewachsen, mit tagtäglichen Morden, Vergewaltigungen, schweren Körperverletzungen und Terrorakten, vorzugsweise begangen von »Flüchtlingen« an Deutschen.

In der Endphase von Merkels Kanzlerschaft »werden die Konflikte zunehmen«, schreibt Plickert in seinem Vorwort und skizziert den Wahnsinn der hiesigen Verhältnisse, der nichts weiter ist als die vorsätzliche Zerstörung Deutschlands als Sozialstaat und Kulturturnation. Warum dies auf so wenig Widerstand stößt, analysiert der Medienwissenschaftler Norbert Bolz in seinem fulminanten Beitrag »Merkels Erfolgsgeheimnis. Über den autoritären machtpolitischen Stil der Kanzlerin«. Es sei die Verweigerung der Disputation, schreibt Bolz. Widerworte gegen ihre Politik der Umformung Deutschlands werden als »nicht hilfreich«, der eigene Opportunismus bei der Energiewende als »alternativlos« abgetan. Am Anfang ihrer Karriere stand

der eiskalte Vatermord an Helmut Kohl; inzwischen umgeben von Hofschranzen (Koch und Merz wurden gnadenlos weggemobbt), ist der »radikale Umbau der Traditionspartei CDU« (Bolz) zu einer rotgrünlackierten Allerweltpartei mit pseudohumanitaristischen Phrasen unter dem heuchlerischen Applaus der Mainstreammedien und der »Opposition« abgeschlossen.

Der Dominikanerpater und Sozialethiker Wolfgang Ockenfels geht noch schärfer ins Gericht mit der Uckermärkerin. Zwar habe »die Auszehrung christlicher Substanz in der CDU-Programmatik« schon vor Merkel begonnen, die desaströse und grundgesetzwidrige Grenzöffnung im Herbst 2015 war jedoch der Höhepunkt jener unseligen »Modernisierung von oben«.

Ockenfels spricht auch die unerhörte »Papst-Schelte« der Rautenfrau an, nachdem Benedikt XVI. das Dekret zur Aufhebung der Exkommunikation der Pius-Bischöfe erließ, und in deren Gefolge von deutschen Medien die ekelhaftesten Attacken gegen den Papst erfolgten. Mit Merkels DDR-Prägung beschäftigt sich der Historiker Ralf Georg Reuth und kommt zu dem Schluß, daß die Pfarrerstochter im FDJ-Blauhemd und »Sekretärin für Agitation und Propaganda« – letzteres bestreitet sie energisch – sich einerseits opportunistisch dem westlichen Zeitgeist anpaßte, andererseits mit ihrer stimmungsabhängigen Politik (Aufhebung der Wehrpflicht, Ausstieg aus der Kernkraft etc.) ihre Partei programmatisch entkernte wie keiner ihrer Vorgänger. Speziell Deutschlands mit gebrochenen Versprechen gespickten energiepolitischen Sonderweg untersucht der Wettbewerbsökonom Justus Haucamp. Sein vernichtendes Resümee: »Gefährlich steigende Strompreise bei null Klimaschutzwirkung.« Zudem werde eine gigantische Energieplanwirtschaft gene-

riert, an deren Ende die Verabschiedung der energieintensiven Industrie aus Deutschland stehe.

Die Publizistin und Schriftstellerin Cora Stephan beklagt die Feigheit der Kanzlerin, die sich im »entscheidenden Augenblick« der Grenzöffnung weggeduckt habe. In dieser »existentiellen Frage« sieht die Autorin das deutsche Volk ohne Vertreter, während die Industriebosse angesichts einer Million unqualifizierter Invasoren von einem »neuen deutschen Wirtschaftswunder« träumen und Grünen-Chefin Göring-Eckardt von »geschenkten Menschen« phantasiert, die »wertvoller als Gold« (SPD-EU-Millionär Martin Schulz) seien. Thilo Sarrazin wirft seinerseits der Kanzlerin vor, in ihrem Amtseid geschworen zu haben, Schaden vom deutschen Volk abzuwenden. Diesen Eid habe sie »mit ihrem kopflosen Alleingang in der Flüchtlingspolitik« ge-

brochen. Dieser Einschätzung stimmt auch die Soziologin Necla Kelek in ihrem Beitrag »Das Märchen von der Integration« zu: »Integration ist das Fake-Wort des Jahrzehnts, die einzige Lüge, für die es eine eigene Beauftragte der Bundesregierung

gibt. Ein Amt, dessen Leiterin beständig daran arbeitet, Deutschland die Identität zu nehmen.« Besser kann man es nicht formulieren!

Während der Historiker und Politologe Anthony Gleeys Merkels Beitrag zum Brexit hervorhebt, beschreibt Boris Kálnoky ihre Schuld an der Entfremdung der ostmitteleuropäischen Staaten von Deutschland und betont der Wiener Journalist Andreas Unterberger das österreichische Unverständnis für die Kanzlerin: »Von der Mutti Germaniae zur Minusfrau.« In Österreich sei mit ihr »nichts mehr zu gewinnen«. In Deutschland sieht das vorerst leider noch anders aus.

Werner Olles



Geburtsstunde der Neuen Rechten

Dominique Venner: *Für eine positive Kritik. Das Ende der alten Rechten*, Dresden: Jung-europa 2017. 88 S., 12 €

»Frankreich und Europa brauchen eine echte nationalistische Revolution, um überleben zu können. Oberflächliche Änderungen werden das Schlechte nicht beseitigen. Nichts wird gut, bis nicht die Pflänzlein des Regimes bis zur letzten Wurzel ausgerissen sind. Dazu müssen seine politische Organisation zerstört, seine Idole und Dogmen gestürzt und seine offiziellen und heimlichen Meister ausgetauscht werden.«

Sätze wie in Stein gemeißelt – das ist Dominique Venners *Für eine positive Kritik*. Der begnadete Geschichtsdenkler, der diese Schrift im Jahr 1962 unter dem Eindruck der gescheiterten Revolutionsversuche von rechts in Frankreich veröffentlichte, sah das Fehlen einer weltanschaulichen Durchdringung der »Nationalen« als Knackpunkt der eigenen Schwäche. Vielmehr bedürfe es einer Doktrin, »die überzeugend die Ursachen der westlichen Dekadenz« erkläre und so »den Aktivismus in überlegte Bahnen« lenken könne. Doch Venner geht es nicht nur um »die Notwendigkeit von Ideen im politischen Kampf«, sondern wesentlich um Organisationsfähigkeit und »Formierung« sowie eine klare »Analyse der Lage«, anhand derer »die eigenen politischen Werkzeuge vorzubereiten« seien. Um die Lethargie zu beenden, müsse »eine neue revolutionäre Theorie erarbeitet werden«.

Doch zuvor zur Lage: »Politik, Verwaltung und Wirtschaft [...] vertrauen vollkommen auf einen gigantischen Regierungsapparat, der die Bevölkerung streng unter Kontrolle hält – insbesondere durch soziale Regeln. Sie halten ein Monopol der politischen und wirtschaftlichen Macht. Sie kontrollieren nahezu alle Informationskanäle und sind

damit Herren über die Gedanken. Die Bürger haben sie in fügsame Schafe verwandelt. Nur Schein-Opposition wird toleriert.« Wohl gemerkt: Diese Sätze sind 1962 geschrieben! Venner stellt »Nationalistische Perspektiven« auf, denen er fünf Grundsätze zuordnet: In der »Kritik des Liberalismus und des Marxismus« arbeitet er den gemeinsamen Charakter dieser beiden Ideologien heraus, deren Ziel dasselbe sei: »Die Versklavung der zuvor durch die demokratischen Mythen getäuschten Volker«. Der »rebellische Geist« werde »im Kommunismus zur physischen und im liberalen Regime zur gesellschaftlichen Vernichtung« zugeführt. Der »potente Humanismus« ist Venners zweiter Grundsatz: Hierin plädiert er für eine »Willenskraft der europäischen Zivilisation«, die sich der herausragenden Bedeutung des europäischen Menschen und seiner »schöpferischen Kraft« für die weltweite Entwicklung bewußt ist. Zurückkehrend auf die nationale Ebene verbindet Venner die Konzepte »lebendige Ordnung« und »organische Wirtschaftsordnung« zu einem ständestaatlichen System, in dem »die Kraft des Geldes [...] durch die Kraft der Gläubigen und der Kämpfer ersetzt« wird. Im fünften und letzten Grundsatz »Ein junges Europa« fordert der französische Denker die Vereinigung der europäischen Staaten um die »nationalen Realitäten« herum – ein Europa ohne Vorherrschaft einer Nation, basierend auf einem »kontinental-europäischen Block«. Diesem Ideal verpflichtet, gibt Venner im abschließenden Kapitel »Organisation und Aktion« Handlungsanleitungen, die sich wie Handreichungen für identitäre Vereinigungen von heute lesen. Von Fragen der europaweiten Vernetzung über die Problematik der Kaderausbildung bis hin zu Fragen von innerorganisatorischer Arbeitsteilung wird eines deutlich: »Das

Ende der alten Rechten«, so der Untertitel, war bereits in den 1960er Jahren eingeläutet worden, schon damals war es Zeit für eine Neue Rechte. Und dies war schließlich auch die Geburtsstunde der *Nouvelle Droite*, jener Denkrichtung, die das rechtsintellektuelle (und mittlerweile auch aktivistische) Milieu bis heute befruchtet.

Sebastian Pella

Pflichtlektüre

Alain de Benoist: *Kulturrevolution von rechts*, Dresden: Jung-europa 2017. 207 S., 16 €

Der französische Philosoph Alain de Benoist gilt bei Freund und Feind als europäischer Vordenker der Neuen Rechten. Auch wenn der Terminus ihm selbst mittlerweile mißfällt und man über Sinn und Zweck der Bezeichnung fachlich diskutieren mag, so ist primär etwas anderes zu beanstanden: Zum Vordenkersein gehörte, daß die Texte auch studiert und rezipiert werden. Daran hapert es bis heute innerhalb der deutschsprachigen Neuen Rechten, wo Benoist zwar als Name seit Jahrzehnten zirkuliert, seine fundamentalen Denkbewegungen aber zu selten nach-

vollzogen und adaptiert werden; anders ist es nicht zu erklären, welche weltanschauliche Stagnation die konservative und neurechte Szenerie dominiert, welche fehlende Weiterentwicklung und Neujustierung politischer Theoriebildung in

den letzten Jahren zu verzeichnen ist.

Eine Vielzahl der Schriften von Benoist liegt dabei auch in Deutschland vor. Man müßte mit ihnen – ob chronologisch oder thematisch gruppiert – eine umfassende Nachholbewegung durchführen. Es ist verdienstvoll, daß sich der Jung-europa Verlag – unmittelbar nach der deutschen



Alain de Benoist

KULTURREVOLUTION VON RECHTS

Dresden 2017, 207 Seiten, gebunden

Alle großen Revolutionen der Geschichte haben nichts anderes getan, als eine Entwicklung in die Tat umzusetzen, die sich zuvor schon unterschwellig in den Geistern vollzogen hatte. Man kann keinen Lenin haben, bevor man einen Marx hatte. Dies ist die Revanche der Theoretiker – die nur scheinbar die großen Verlierer der Geschichte sind. Eines der Dramen der Rechten ist ihre Unfähigkeit, die Notwendigkeit zu begreifen, daß auf lange Frist geplant werden muß.

Diese Feststellung Alain de Benoists von 1985 gilt noch immer. Er lernte dabei ausdrücklich von Antonio Gramsci. Der italienische Marxist hatte festgestellt, daß jede Bewegung, die auf Erlangung von Hegemonie hinarbeite, zunächst ihre Ideen im vorpolitischen, im kulturellen Raum als führend setze. Danach erst könne auch politische Hegemonie errungen werden.

Alain de Benoist setzte sich intensiv mit der Hegemonietheorie Gramscis auseinander. Die Folge war die vorliegende *Kulturrevolution von rechts*. In dieser Schlüsselschrift ist



16 €

nicht nur eine erste neurechte Gramsci-Exegese enthalten, sondern im Kern all das, was die Denkbewegungen Alain de Benoists bis heute ausmacht: metapolitische Überlegungen, Lagergrenzen überwindendes Suchen nach neuen Wegen, die Nutzbarmachung ganz unterschiedlicher Denker, Politiker und Ideenhistoriker.

Es gilt, sich den vorpolitischen Raum von Linksliberalen und Neoliberalen zurückzuholen. *Kulturrevolution von rechts* ist dabei ein unverzichtbarer Wegbegleiter.



**JUNGEUROPA
VERLAG**

Jungeuropa Verlag || Lingnerallee 3 || 01069 Dresden
vertrieb@jungeuropa.de || www.jungeuropa.de

Erstübersetzung der Strategiefibel *Für eine positive Kritik* Dominique Venners – an eine Neuauflage einer bis heute wegweisenden Benoistschen Schlüsselschrift gewagt hat. *Kulturrevolution von rechts* erschien in deutschsprachiger Fassung erstmals 1985; sie war seit vielen Jahren nur antiquarisch erhältlich. Die Jung-europa-Edition ist sorgfältig bearbeitet und klug modifiziert worden: Armin Mohlers Vorwort wurde beibehalten, ein kundiger Aufsatz von Michael Böhm zur aktuellen Bedeutung Benoists für non-konformes Denken hinzugefügt, während der alte, überholte Anhang zu französischen Presseerzeugnissen der 1980er Jahre wegfiel. Anmerkungen des Verlags sind zudem dort platziert worden, wo der Leser von heute vielleicht eine kleine Denkhilfe benötigt oder es aus anderen Gründen hilfreich erscheint.

Das Buch selbst ist eine exzellente Handreichung für alle, die sich für Politik jenseits des Tagesbetriebs interessieren. Benoist ist einer der wenigen Akteure, die die bahnbrechenden Schriften des Marxisten Antonio Gramsci wirklich studiert haben. Mit Gramsci weiß Benoist, daß Hegemonie nur dann zu erlangen ist, wenn eine politische Bewegung ihre eigenen Ideen im kulturellen und im vopolitischen (metapolitischen) Raum als führend zu setzen vermag, was langfristigen »Stellungskrieg« mit sich bringen kann. Ist dies geschehen, verfügt man also über die kulturelle Hegemonie in einer Gesellschaft, kann wirkmächtige politische Hegemonie folgen. Eine solche Theorie richtet sich speziell gegen Ansätze, nach denen zuallererst parlamentarische Wahlerfolge zu einer Tendenzwende führten. Benoist hält dies für einen fatalen Trugschluß – zunächst müsse die gesellschaftliche Stimmung in eine andere Bahn gelenkt werden. Das erfordert jedoch langfristige Planung und bisweilen viel Geduld. »Alle großen Revolutionen der Geschichte«, so Benoist, »haben nichts ande-

res getan, als eine Entwicklung in die Tat umzusetzen, die sich zuvor schon unterschwellig in den Geistern vollzogen hatte.« Ohne revolutionäre Theorie keine revolutionäre Praxis, hieß es bei Lenin und Venner. Alain de Benoist ergänzt, daß genau dies die »Rache der Theoretiker« sei, »die nur scheinbar die großen Verlierer der Geschichte sind«.

Benedikt Kaiser

Der Liberalenhammer

Thor v. Waldstein: *Die entfesselte Freiheit. Vorträge und Aufsätze wider die liberalistische Lagevergessenheit*, Schnellroda: Antaios 2017. 288 S., 22 €

Thor v. Waldstein ist nach eigenen Angaben kein Intellektueller. Neben einigen Vorzügen bringt das mit sich, daß es so etwas wie ein in sich geschlossenes Hauptwerk dieses eigenwilligen Kopfes nicht gibt. Wer sich – wie einst der Autor dieser Zeilen – getrieben von einigen Texthappen oder gar seinem unvergeßlichen Vortragsstil auf der Suche nach mehr befand, graste deshalb bisher die spärlichen Einträge seiner Suchmaschine ab oder mußte sich mit einer kleinen Handvoll sehr spezieller Einzelmonographien (*Beutewert des Staates*, *Metapolitik*, *Binnenschiffahrtsrecht*) begnügen. Es ist daher sehr zu begrüßen, daß nun eine Sammlung aktualisierter Aufsätze v. Waldsteins aus fast drei Jahrzehnten vorliegt. Daß Deutschland endlich wieder eine politisch handlungsfähige, vor allem aber handlungswillige Nation werde und »das zweifelhafte Vergnügen, das bundesdeutsche Elend in einem circa 40 Jahre lang währenden Horrorfilm zu verfolgen«, endlich ein Ende habe, ist der einzige Daseinsgrund dieses Buches. Wer nach der Lektüre immer noch nicht verstanden hat, warum der Li-

beralismus dazu erst in hohem Bogen auf den Müllhaufen der Geschichte fliegen muß, dem ist nicht zu helfen. Eine Weltanschauung, die ihre antipolitischen Gesellschaftsentwürfe auf die pflichtenlosen Rechte des einzelnen gründet und sich zum Kitt der selbstverschuldeten Risse auf sämtliche menschlichen Schwächen verlegt, kann nicht die Grundlage einer sich selbst behauptenden Nation sein.

Die derzeitige Lage unserer Nation wird im Parforceritt einer schonungslosen Musterung unterworfen. Thor v. Waldsteins Sprachgewalt sorgt dafür, daß sich auch die deprimierendsten Absätze mit Vergnügen lesen lassen. Für die meisten Leser dürfte eine aus der Perspektive des langjährig praktizierenden Anwalts geschriebene Lagebeurteilung des gegenwärtigen bundesdeutschen Justizsystems

von besonderem Interesse sein.

Fünf Porträts herausragender Denker der letzten Jahrzehnte runden den Band ab und laden gerade den jungen Leser ein, das politische Denken auf eigene Faust zu erlernen. Überhaupt finden sich in den Literaturverweisen

zwischen den Quellennachweisen immer wieder verborgene Schätze.

Weniger erfreulich ist hingegen, daß der 1959 geborene Autor zu denjenigen Nationalkonservativen der alten Bundesrepublik zählt, die noch immer nicht verwunden haben, daß die Wiedervereinigung 1990 durch eine Politik konsequenter Westbindung erreicht wurde. Dieses Ressentiment schlägt sich in einem prinzipiellen Antiamerikanismus nieder, der schlecht zu einem Denken paßt, dessen einziger Maßstab das deutsche Nationalinteresse sein will. Wenn das zu der Behauptung führt, die Mitteldeutschen hätten am 9. November 1989 »als erste das kommunistische Joch abgeworfen«, dann ist das noch harmlose Mystifizierung.



Ernst wird es, wenn um des alten Grolls willen neue Feindlagen nicht mehr angemessen erkannt werden. Thor v. Waldstein ist der letzte, der die Gefahren des demographischen Austauschs kleinreden würde. Deshalb wirken seine Versuche, durch die kulturgeschichtliche Hintertür auch an dieser Front den Yankee zum Hauptfeind zu erklären, gerade bei einem so politischen Kopf befremdlich. Glücklicherweise bleibt es bei dieser Idiosynkrasie, so daß sich zum Trost ein Aufsatz über die geopolitischen Chancen Deutschlands im asiatischen 21. Jahrhundert mit Gewinn lesen läßt. Johannes Konstantin Poensgen

Gesichter der sogenannten Wahrheit

Markus Vahlefeld: *Mal eben kurz die Welt retten. Die Deutschen zwischen Größenwahn und Selbstverleugnung*, Berlin: epubli 2017. 244 S., 16 €

Ein Buch wie ein ordentlich durchwachsenes Steak! Mit diesem Urteil wäre zunächst die *eine* Tonart eingeführt, in der Vahlefelds Verkaufserfolg gehalten ist. Der Autor (Jahrgang 1966), polyglotter Weinkenner, *Selfmademan* und unter anderem »Achse-des-Guten«-Schreiber, hat von einer Publikation in einem »ordentlichen« Verlag abgesehen. Der hätte ihm wohl einige Flapsigkeit, die Uneinheitlichkeit des Stils und Tons (von keck bis ernsthaft hochgelehrt) und allerlei schiefe Sprachbilder (»hinterm Protestofen hervorholen«) nicht durchgehen lassen. Allein die hier schwerbeliebte Wendung »egal, wie« wäre mit Sicherheit einige Male getilgt worden, »Sog- und Saugwirkung« wären als redundant angestrichen worden, »Frau Dr. Merkel« wäre für unnötig befunden worden, zumal wenn »Merkel« bereits seitenlang eingeführt wurde. Solche eher halbgeschickte Polemik und mancher Herrenwitz wären kaum nötig, um

uns »hinterm Leseofen hervorzuholen«: Denn Vahlefeld ist nicht nur ein Denker, der seinen Lesern in sechs Kapiteln die politische Gemengelage (von der deutschen Sehnsucht, geführt zu werden, über den »Nazikompensationskomplex« bis zum psychopathologischen Verhalten in der als »Flüchtlingskrise« verbrämten Migrationsära) bestens sortiert auffädelt. Er schürft weit tiefer! Über mindestens zwei Punkte lohnte ein Nachdenken: Zum einen sieht er »Das linke Denken« (Kapitel III) bereits im mittelalterlichen Universalismustreit wurzeln. Der Nominalismus habe letztlich zur modernen Redeweise von der »strukturellen Gewalt« (Johan Galtung, 1969) geführt. Vahlefeld: »Nun sind es die Rechten, die sich anschicken, die Linken mit ihren eigenen Waffen zu schlagen. Das etwas infantil wirkende Ätschi-bätsch der Linken, dass es keine Wahrheiten und keine universalen Werte gäbe, dass jede Behauptung in ihrem kulturellen Kontext zu betrachten und jeder Wert ein sozial konstruierter sei, wenden die Rechten nun gegen die linken Werte an. Wenn alle Wahrheiten nur subjektiv sind, wenn selbst das Geschlecht zum sozialen Konstrukt mutiert, dann kann man diese Gesetzmäßigkeit auch auf die linken Wahrheiten anwenden. [...] Du wirfst mir vor, Tatsachen zu leugnen? Hast du nicht behauptet, die gäbe es gar nicht? Nun, wenn alles nur konstruiert ist, dann konstruiere ich mir jetzt eben mal mein eigenes Klima, meine eigene Sprache, meine eigene Wahrheit. Das Postfaktische galt dem linken Zeitgeist lange als bahnbrechende Erfindung: Nichts ist wahr und alles ist möglich. Dieser Grundsatz progressiven Denkens reißt den linken Zeitgeist gerade in den Strudel, den er selbst geschaffen hat.« Zweitens stuft der Autor (Kapitel VI, »Eurabien«) Angela Mer-

kel als »Großraumdenkerin« in sinisterer Nachfolge eines Carl Schmitt ein. Es sind nicht die schlechtesten Argumente, mit denen er belegt, warum die Kanzlerin mit ihrem »entgrenzten Denken« einen Herrschaftsbogen schlagen will, der den arabischen Raum umfaßt. »Entgrenzung ist am Ende die Selbstermächtigung einer globalistisch denkenden Elite, die es geschafft hat, das Pochen auf die Einhaltung bestehender Regeln bereits als Angriff auf die richtige Gesinnung umzudeuten.«

Ellen Kositzka

Per aspera

Sebastian Hennig: *Unterwegs in Dunkeldeutschland*. Dresden: C.C. Meinhold & Söhne 2017. 175 S., 24 €

Was dem Leser hier vorliegt, ist ein ungewöhnlicher Reisebericht. Der Radebeuler Maler, Autor und langjährige Beiträger der *Jungen Freiheit* Sebastian Hennig – bekannt durch seine PEGIDA-Chronik *Spaziergänge über den Horizont* – hat sich auf eine Wanderung durch das Herz von »Dunkeldeutschland« begeben, die ihn über mancherlei Umwege von Radebeul bis Potsdam führte. Besser sollte man dafür vielleicht den romantischen Begriff der »Fußreise« benutzen. Er folgt damit den Spuren des sprachmächtigen Dresdner Journalisten und Heimatfreundes Edgar Hahnwald, der in den 1920er Jahren seine Wandererfahrungen in Buchform niedergelegt hatte und Anfang der 1960er Jahre im westdeutschen Exil verstarb. Dies klingt und ist unspektakulär, aber gerade aus diesem Sich-Einlassen auf das unspektakulär Vorhandene gewinnt das Buch seine Qualität. Zugleich lädt Hennig die Landschaft mit der Kraft persönlicher und historischer Erinnerungen auf. Er durchwandert keine unge-



zeichneten Oberflächen, sondern immer schon geprägte Räume, die auch zum Anlaß werden, Elemente der eigenen politischen Biographie zu reflektieren. »Unbewußt strebten meine Gänge zur Vergegenwärtigung einer abwesenden Bedeutung der durchstreiften Länder.«

Die Beobachtungsgabe des Autors führt dem Leser durch die Folgen der Einheit entvölkerte und entkernte Landstriche plastisch vor Augen. Über das Örtchen Nössig etwa heißt es: »Die Werkstätten und Läden sind überall geschlossen. An seiner abgesperrten Schmiede wurde der Nössiger Dorfschmied auf ein altes Laken porträtiert. Keine Kneipe, kein Lebensmittelgeschäft, nicht einmal ein Getränkeshändler ist zu finden. Dafür verkünden überall Schilder die absurde Phrase »Altgold ist Bargeld.« Die Verheerungen des Straßenbaus werden ebenso festgehalten wie die Schönheiten des wechselnden Lichts auf den Feldern, die meist überraschend aus dem Nichts auf-

tauchenden Bewohner dieser aus der Zeit gefallenen Gegenden und die Spuren einer bedeutenderen Vergangenheit in Gestalt einer ehemaligen Kommende oder alten Kirche. Die Intensität der Beschreibungen ebenso wie Stil und Detailverliebtheit erinnern bei völliger Eigenständigkeit an nicht wenigen Stellen an den leidenschaftlichen Topographen Peter Handke. Mit ihm teilt Hennig auch die Aversion gegen Verkehr, aggressive Radfahrer, anmaßende (meist westdeutsche) Reisebekanntschaften und steril renovierte Altbauten. Deutlich unterscheidet ihn jedoch der ganz andere Erfahrungsraum eines, der die Erfahrungen einer Diktatur mit der einer nachfolgenden zähen Kolonisierung durch eine von Geschichte entleerte Konsumgesellschaft zu vergleichen vermag. Diese beiden Systeme bleiben mit ihren Spuren in

der Landschaft wie im Bewußtsein des Erzählers stets präsent und erlauben dem Leser, die erwanderten Räume auch in ihrer Tiefe als geronnene Zeit zu erleben. Die Leseerfahrung wird durch eine Vielzahl in den Text verwebter Photos noch suggestiver.

Sophie Liebnitz

Das IQ-Gen?

Volkmar Weiss: *Das IQ-Gen – verleugnet seit 2015. Eine bahnbrechende Entdeckung und ihre Feinde*, Graz: Ares 2017. 159 S., 19,95 €

Bei dem im Titel genannten IQ-Gen handelt es sich um einen längeren Genabschnitt, der das Protein DUF1220 codiert. Eine Arbeitsgruppe um

James M. Sikela an der Universität von Colorado in Denver fand einen linearen Zusammenhang zwischen der Zahl der Allelwiederholungen des DUF1220-Subtyps CON 2 und dem menschlichen IQ.

Je Kopie des Allels steigt der IQ um 3,3

IQ-Punkte innerhalb einer Variation des IQ von 80 bis 140, also dem wesentlichen Teil des Spektrums. Das Gen spielte offenbar auch eine wichtige Rolle in der Evolution der Primaten. Mäuse haben nur eine DUF1220-Allelkopie, Gorillas 99, Schimpansen 138 und Menschen um 300. Noch steht eine Bestätigung der Ergebnisse durch eine andere Forschungsgruppe aus. Auch über ethnische Unterschiede beim Menschen ist noch nichts bekannt.

Volkmar Weiss sieht in dem DUF1220-Gen nun den besten Kandidaten des von ihm schon lange postulierten Hauptgens der Intelligenz, während die Mehrzahl der Forscher bisher von einer großen Anzahl von Genen mit jeweils geringem Einfluß auf den IQ ausging. Anders als der Titel suggeriert, nimmt der Abschnitt über das DUF1220-Gen nur fünf Seiten des Buches ein.



Der Rest ist eine Zusammenfassung des Inhalts von Weiss' Buch *Die Intelligenz und ihre Feinde* aus dem Jahr 2012.

Dieses 544 Seiten starke Buch war keine einfache Lektüre.

Wie in diesem geht es auch jetzt um den Intelligenz-Quotienten (IQ) als Maß der kognitiven Fähigkeiten, die Erbllichkeit der Intelligenz, die Bedeutung des IQ für die moderne Leistungsgesellschaft, den Rückgang der genotypischen Intelligenz durch die unterschiedliche Fortpflanzung der sozialen Schichten und die Verschärfung der Lage durch den niedrigen IQ der meisten Einwanderergruppen. Das bedeutet, daß die Zahl der Hochbegabten, die für die Bewältigung der anspruchsvollen Tätigkeiten in der Gesellschaft gebraucht werden, immer weniger wird.

Die Politik jedoch bleibt tatenlos. Tatsächlich hat sich in Sozialwissenschaften und Politik in den letzten Jahrzehnten im Anschluß an den französischen Philosophen Michel Foucault mit dem Schlagwort des »Rassismus der Intelligenz« eine egalitäre Ideologie durchgesetzt, die die genetische Ungleichheit der Begabungen grundsätzlich leugnet. Als Folge einer egalitären Schulpolitik werden die Anforderungen etwa für das Abitur immer mehr herabgesetzt. Der durchschnittliche IQ eines Studenten liegt heute deutlich niedriger als noch vor wenigen Jahrzehnten. Die Entwicklung spitzt sich zusätzlich durch die Einwanderung zu, die nicht etwa begabte und gut integrierbare Ostasiaten in unser Land bringt, sondern anatolische Türken mit einem Durchschnitts-IQ von 85 oder Nordafrikaner mit einem von 80. Vor dem Hintergrund der knapper werdenden fossilen Energieträger prophezeit Weiss eine krisenhafte Entwicklung in Europa ab etwa 2035. Es ist sehr zu begrüßen, daß Weiss seine Thesen nun in knapper, leicht lesbarer Form vorlegt. Die weitere Erforschung des Gens DUF1220 gilt es abzuwarten.

Andreas Vonderach

Neue Studien



12 Jahre Merkel Verhängnisvolle Weichenstellungen für Deutschland

47 S., geheftet, 5 €

Wissenschaftliche Reihe Heft 33, Schnellroda 2017

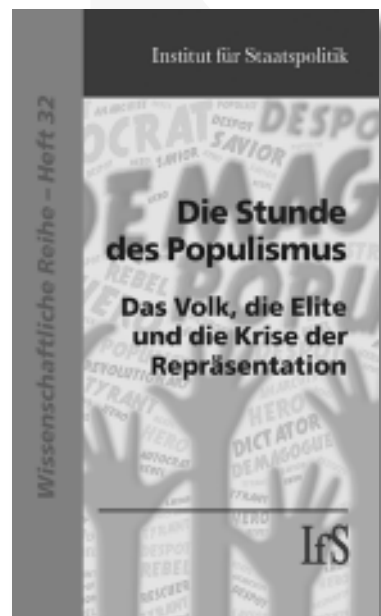
Nach dem knappen Sieg bei der Bundestagswahl 2005 ahnte kaum jemand, daß Angela Merkel zwölf Jahre regieren würde und sich jetzt anschickt, weitere vier Jahre dranzuhängen. Dieses Phänomen ist bei der verhängnisvollen Politik, die Merkel betreibt und bei der Kritik, die ihr allerorten entgegenschlägt, erklärungsbedürftig. Worauf beruht ihre Macht? Ein Rückblick zeigt ihre pragmatischen Prinzipienlosigkeit und die durchgehende Schwäche ihrer Gegner als Schlüssel zum Erfolg, den es ihr aus der Hand zu schlagen gilt!

Die Stunde des Populismus Das Volk, die Elite und die Krise der Repräsentation

42 S., geheftet, 5 €

Wissenschaftliche Reihe Heft 32, Schnellroda 2017

2017 ist für Deutschland ein bedeutendes Wahljahr. Mit der Alternative für Deutschland (AfD) hat erstmals eine dezidiert oppositionelle freiheitliche Kraft die realistische Chance, in den Bundestag einzuziehen. Das will das politische Establishment mit allen Mitteln verhindern! Ein beliebtes Mittel ist der Vorwurf des »Populismus«, mit dem der AfD Betrug am Wähler unterstellt werden soll. Wie die Studie zeigt, fällt der Vorwurf auf seine Urheber und ihre gegen das Volk gerichtete Politik zurück.



Institut für Staatspolitik

Rittergut Schnellroda · 06268 Steigra
Tel: (034632) 904396 · Fax: (034632) 904397 · e-Post: vertrieb@antaios.de
www.staatspolitik.de

Briefe an alle und Münkler

Schnellroda, 16. VI. 2017

Sehr geehrter HERR PROF. MÜNKLER,

Sie gaben dem Deutschlandfunk in der »Lesart« heute ein Interview zum »Fall Sieferle«. Sie taten das als Mitglied jener Jury, die Rolf Peter Sieferles *Finis Germania* auf ihrer Sachbuchliste des Monats Juni empfahl.

Ich will mich nicht damit aufhalten, daß Sie diese Juni-Liste (die auch Ihre Liste ist) natürlich nicht zur Kenntnis nahmen, bevor sie vom wachsamen Feuilleton darauf gestoßen wurden, daß da etwas nicht in Ordnung sei. Sie und Ihre Kollegen interessieren sich im Grunde gar nicht für diese Liste, es interessiert sich kaum jemand für diese Liste – das berichten Autoren, deren Bücher plaziert waren und die in diesem Zusammenhang keine Steigerung der Verkaufszahlen feststellen konnten.

Ich will mich auch nicht damit aufhalten, daß Sie die Verantwortung für Ihr Desinteresse und für das Ihrer Kollegen auf den Vorsitzenden der Jury, Andreas Wang, abwälzen, in einer Art und einem Ton, wie man beides wohl nur in Ihren gesellschaftlichen Sphären kennt und für normal hält. Was gäbe es da auch abzuwälzen? Desinteresse und Überheblichkeit sind nichts, was man abwälzen könnte. Vermutlich haben Sie nur dann auf die Liste geschickt, wenn Sie auf die Platzierung eines Ihrer Bücher hofften. Hätten Sie indes die Liste gründlicher studiert, wäre Ihnen wohl aufgefallen, wie sich *Finis Germania* nach oben schob.

Das Verfahren ist nämlich folgendes: Man kann Punkte ansammeln, kann Monat für Monat einen Teil seiner Punkte auf ein Buch ansammeln, und dieser Vorgang ist für jedes andere Jury-Mitglied einsehbar, ohne daß klar wäre, wer diese Sammlung betriebe. Im April also tauchte *Finis Germania* bereits in der Tabelle auf, die den Juroren vorlag, im Mai rückte das Buch nach oben und im Juni rutschte es auf die öffentliche Platzierung.

Dies ist mein Kenntnisstand, ich habe das von einem Ihrer Kollegen erfahren, der noch immer – wie Sie – der Jury angehört und von Ihrer und von Herrn Wangs Heuchelei und Verlogenheit die Nase voll hat, und zwar gründlich. Ihr Interview war der Auslöser für seinen Anruf bei mir.

Aber Ihr peinliches Überraschtsein über den Coup der »unanständigen« Platzierung von



Finis Germania ist eine Bagatelle im Vergleich zu einer Ungeheuerlichkeit, die Sie gelassen aussprechen und in die Welt erfinden und die alles schlägt, was über den Fall Sieferle bisher an boshafter Unterstellung auf uns kam. Der Deutschlandfunk faßt die Passage in seinem Begleittext zur Hördatei folgendermaßen zusammen:

»Alle sprechen darüber und das ist eigentlich das Schlimme daran«, sagt der Politologe Herfried Münkler im Deutschlandfunk Kultur. Es handele sich bei *Finis Germania* um ein schlechtes Buch, das möglicherweise sogar strafrechtlich relevante Passagen enthalte und zutiefst von antisemitischen Vorstellungen getränkt sei. Undurchsichtig sei auch, wie viel von dem Text tatsächlich von Sieferle stamme und wie viel der Verleger hinzugefügt habe.«

Ich stelle zu dieser wahnwitzigen Aussage folgendes fest: 1. *Finis Germania* enthält keine strafrechtlich relevanten Passagen; 2. *Finis Germania* enthält keine antisemitische Vorstellung; 3. *Finis Germania* ist von der ersten bis zur letzten Silbe von Rolf Peter Sieferle nicht nur verfaßt, sondern auch angeordnet, mit Kapitel- und Unterkapitelüberschriften versehen und zum Druck freigegeben worden. Das Lektorat meines Verlags beschränkte sich auf die Korrektur weniger Schreibfehler und einer einzigen Satzstellung, deren Verschachtelung durch die Umstellung des Prädikats und die Einfügung eines Semikolons vereinfacht wurde.

Bedenken Sie, Herr Münkler, bitte nur ein einziges Mal, nur eine halbe Minute lang, was Sie durch solche Mutmaßungen und Erfindungen mit der Witwe Sieferles und mit uns Verlegern tun. Weder Regina Sieferle noch wir können über den Deutschlandfunk Ihre verlogenen Spekulationen zurückweisen oder Sie in einem öffentlichen Gespräch konfrontieren und Belege fordern.

Ich gehe davon aus, daß Sie, Herr Münkler, dieses Buch nicht gelesen haben, und daß Sie zu einem schäbigen alten Mann geworden sind, der Mitleid verdient hat.

Gruß!
Sezession

Sezession

Programm und Redaktion

Sezession ist eine politisch konservative Zeitschrift. Sie wird von Rechtsintellektuellen gemacht, die Redaktion hat ihren Sitz auf dem Rittergut Schnellroda in Sachsen-Anhalt.

Sezession bündelt Gedanken, Argumente und Lösungsansätze sechs Mal im Jahr auf jeweils 60 Seiten – drei Mal thematisch gebunden, drei Mal in einem offenen Heft.

Sezession wird vom Institut für Staatspolitik (IfS) herausgegeben und erscheint 2017 im fünfzehnten Jahrgang.

Presse über uns

- ▶ eine »kluge Zeitschrift« (*Die Welt*)
- ▶ die »Pflichtlektüre der neurechten Intelligenz« (*Tagesspiegel*)
- ▶ »unverzichtbar für jeden Konservativen, der mitdenken will« (*Junge Freiheit*)

Ihr Abonnement

Ein Jahresabonnement (sechs Hefte) kostet inklusive Porto:

- ▶ 50 € im Normalbezug,
- ▶ 35 € ermäßigt für junge Leser in Ausbildung,
- ▶ 75 € im Förderabonnement,
- ▶ 60 € für Auslands-Abonnenten.

Ihre Prämie 2017

Neuabonnenten erhalten als Prämie zwei Studien des Instituts für Staatspolitik (IfS) portofrei geliefert.

Sezession
Rittergut Schnellroda
06268 Steigra

Überblick 2017, 15. Jahrgang



Heft 76 / Februar / 11 €
Thema: »Gewalt«
76 Seiten, Beiträge u. a.:
Autorenporträt
Georges Sorel
Jack Donovan
Die harte Währung Gewalt
Lutz Meyer
Keine Gewalt! – ein Traum
Marc Jongen
Migration und Streßtraining



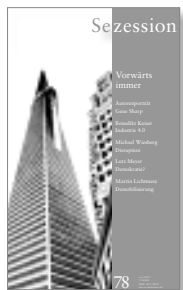
Heft 79 / August / 11 €
offenes Heft
72 Seiten, Beiträge u. a.:
Autorenporträt
Ismail Kadare
Philip Stein
Warburg 1817
Günter Scholdt
Der Fall Sieferle
Ellen Kositzka
Lookismus



Heft 77 / April / 11 €
offenes Heft
72 Seiten, Beiträge u. a.:
Autorenporträt
Rolf Peter Sieferle
Frank Lisson
Blinde Flecken
Götz Kubitschek
Selbstverständlichkeiten
Nils Wegner
Kognitive Biowaffen



Heft 80 / Oktober / 11 €
Thema: »Parteiherrschaft«
72 Seiten, Beiträge u. a.:
Autorenporträt
Alexis de Tocqueville
Wiggo Mann
Soziologie des Parteigängers
Felix Menzel
An der Lostrommel
Martin Lichtmesz
Walden, Ungehorsam, Thoreau



Heft 78 / Juni / 11 €
Thema: »Vorwärts immer«
76 Seiten, Beiträge u. a.:
Autorenporträt
Gene Sharp
Martin Lichtmesz
Demobilisierung
Benedikt Kaiser
Industrie 4.0
Michael Wiesberg
Disruption



Heft 81 / Dezember / 11 €
offenes Heft
72 Seiten, Beiträge u. a.:
Autorenporträt
Hans-Dietrich Sander
Benedikt Kaiser
Neues von der Querfront
Olaf Meyer
100 Jahre Brest-Litowsk
Briefe an
Alle und Keinen

»Naja, in Köln. Ich habe lange in Mainz gelebt, und wenn die drei oder vier tollen Tage oder fünf tollen Tage sind, dann sind sozusagen sexuelle Übergriffe etwas, was irgendwie dazugehört, ohne daß man sich ... Und wenn dann außerdem noch dort junge Leute stehen, die weder die Sprache beherrschen, um die es geht, die weder die Kenntnis haben, in welche Art von kulturelle Haltung kann ich mich hier begeben, ohne daß ich in eine schwierige Situation komme, also fremd unter Fremden zu sein, und wir über Jahre den Eindruck erweckt haben, als ob alle, die zu uns kommen, auch wieder gehen werden, ja, Gastarbeiter kommen und gehen, aber daß Menschen gekommen sind, hat lange gebraucht und braucht immer noch lange, darüber nachzudenken, was das bedeutet ...«

Uwe-Karsten Heye, ehemaliger Redenschreiber von Willy Brandt und Regierungssprecher von Gerhard Schröder, heute Vorsitzender des Vereins »Gesicht Zeigen! Für ein weltoffenes Deutschland«, im TV-Sender Phönix am 29. April 2017